„Fährmann, hol' über!"

Bilder in feſten Umriſſen.

Von

Walther Wolfgang von Goethe.

Ich habe getan
was ich nicht laſſen konnte.

Berlin.
Fiſchers Buchhandlung
1911.

Subſcriptionsausgabe.

Von dieſem Werk wurden eintauſendzweihundertundfünfzig numerierte Stück gedruckt, Nr. 1—250 auf holländiſch Büttenpapier, Nr. 251—1250 auf engliſch Leichtdruck. Dieſes Stück erhielt die

Nummer 444 ✻.

Das Papier lieferte die Firma Ferd. Flinſch, G. m. b. H., in Berlin, die Einbände die Firma Leipziger Buchbinderei, A.-G., vormals Guſtav Fritzſche, in Schöneberg-Berlin nach den Entwürfen von Hans Zickert. Die Druckherſtellung beſorgte die Firma Vereinsdruckerei, G. m. b. H., in Potsdam.

Vorwort.

Mit vorliegendem Neudruck wird dem großen Kreis der Bibliophilen ein Werk zugänglich gemacht, das wenigstens bis vor wenigen Jahren so gut wie völlig unbekannt war. Die Unbekanntheit hat ihre Urſache einmal in der Seltenheit des Werkes, zum anderen in der Anonymität, die es ja mit vielen Werken der Zeit gemeinſam hat. Die Bekanntſchaft mit dem Autor erhöht das Intereſſe an ihm, wenn ſich erſteres in dieſem Fall auch nur auf Verwandtſchaft ſeines Verfaſſers mit dem geleſenſten deutſchen Dichter „Wolfgang von Goethe“ ſtützen kann. —

Walther Wolfgang von Goethe, der ältere der beiden Enkel Goethes, iſt dem Literarhiſtoriker wohl nur als kleiner Knabe im Goethehaus zu Weimar aus den Eckermann-Geſprächen, dem Muſikhiſtoriker als ſchwaches Talent unter den Schülern Mendelſohns in Leipzig bekannt. Um wieviel reizvoller, dieſes Talent von einer bisher unbekannten Seite kennen zu lernen.

Mein Gewährsmann für die Autorschaft W. v. Goethes ist Professor Erich Schmidt. Nach einem Bericht der „Vossischen Zeitung“ vom 3. Juni 1906 legte derselbe anschließend an einen Vortrag ein Exemplar dieses Werkes vor.

„Es sind drei Novellen, die unter dem Titel: „Fährmann, hol' über“ in Berlin bei Wilhelm Hertz erscheinen sollten und in denen Walther von Goethe die Wunden der Zeit, das Mißverhältnis zwischen den höheren und niederen Ständen berühren wollte. Der Appell schwächlich liberaler Menschen an die Geburtsedlen, sich nicht abzuwenden von den untersten Volksklassen, ist teils kindisch, teils sentimental durchgeführt. Da kam die Revolution von 1848 und der überängstliche Schriftsteller ließ sein Werk einstampfen. Nur drei Exemplare haben sich erhalten“.

Bei einer Rücksprache mit Professor Erich Schmidt erfuhr ich, daß seine Angabe bezüglich der drei Exemplare sich lediglich auf Mitteilungen der Firma W. Hertz stützt, die ihm als derzeitigen Direktor des Goethe-Archivs ein Exemplar zur Verfügung stellte.

Tatsächlich ist denn auch diese Angabe legendarisch zu behandeln, es dürften sich jedoch hochgegriffen keinesfalls mehr als 25 Exemplare erhalten haben. Der auf dem Antiquariatmarkt zwischen 30 und 60 M. schwankende Preis entbehrt also nicht der Berechtigung, gemessen an Erstausgaben wie

Schillers „Räuber", die trotz der vorhandenen 350 Exemplare mit 1250 bis 1500 M. bezahlt werden.

Wie auf musikalischem Gebiet, so zeigt sich hier auf literarischem W. v. Goethe als ein schwaches Talent, dessen Können weit hinter dem Wollen zurücksteht. Sehr verschlossen und in sich gekehrt war seine Selbstkritik eine so strenge, daß gerade dieser Umstand lähmend auf seine Arbeit wirken mußte. In den persönlichen Erinnerungen Jenny von Gerstenbergks an Ottilie von Goethe und ihre Söhne Walther und Wolf ist nicht ein Wort von des ersteren literarischer Tätigkeit erwähnt; die musikalischen Mißerfolge aber werden seiner schwachen, oft kränkelnden Konstitution in Verbindung mit für ihn nie ganz aufhörenden Sorgen um Mutter und Bruder zur Last gelegt.

Ganz besonders interessant erscheint die Tendenz des Werkes, die bei einem Goethe entschieden etwas befremdet, wenn dieses Dokument liberaler Regungen auch in einer Zeit allgemeiner Gärung entstand. Inwieweit der Einfluß seiner Mutter oder die Rücksicht auf dieselbe bestimmend auf seinen Entschluß, das Werk zu vernichten, einwirkten, ist nicht festzustellen. Im Nachwort bringt W. v. Goethe seine Ansicht über das Verfehlte einer Erhebung des Volkes und das Verhältnis, das er so ideal ausgedacht, und welches durch rohe Gewalt zwar äußerlich gehoben, innerlich sich aber immer mehr zuspitzte, mit einem

Unterton von Bedauern in sehr feiner Weise zum Ausdruck. Hier findet man aber schon den Gedanken daran, das Werk nicht erscheinen zu lassen, wenn auch von anderen Gesichtspunkten aus in Erwägung gezogen. Die Revolution von 1848 machte die Ausführung desselben zur Notwendigkeit. Mit dem Vernichten des Werkes blieb ihm die unausbleibliche Enttäuschung erspart, dasselbe in dem fanatischen Feuer des Klassenhasses unbeachtet verglimmen zu sehen.

R. Gerschow.

Für die Vornehmen.

„Monsieur de Boisguilbault, une poignée de main, s'il vous plaît!“

GEORGE SAND.

Inhalt.

1. In der Wiege und im Grab, oder: Die arme Fanny.
2. „Vom Dach herunter.“
3. Es iſt ja nur der eine Tag.

In der Wiege und im Grab

oder

Die arme Fanny.

„Jede Frau ſteigt um eine Stufe, ſobald ſie irgendwie in Beziehung zu einem Kinde tritt.“

I.

„Bester Arwyd, du trittst mir seit einer Viertelstunde auf die Füße," sagte Leutnant von Warren zum Grafen Thurnberg, der mit ihm in einer tiefen Flügeltüre der glänzenden Appartements des P.schen Gesandten stand und über verschiedene Touques und Paradiesvögel hinweg in das Seitenzimmer zu blicken sich bemühte.

„Ich versichere dich, du irrst," erwiderte Arwyd zerstreut, ohne jedoch seine Bemühungen aufzugeben.

„Du bist göttlich — auf Ehre!" lachte Warren, „ich ertrage deine freundschaftlichen Fußtritte mit stoischer Ruhe, ich opfere in hingebender Liebe die Jugend, den Glanz meiner lackierten Stiefel, ich mucke nicht, ich schimpfe nicht, ich sage nur ganz einfach: lieber Arwyd, du trittst mir auf die Füße,

— ſage das erſt, weil ich vor Schmerz kaum ſtehen kann, und du verſicherſt, ich irre mich!“

„Aber höre doch auf mit deinen Scherzen, man verſteht ſonſt kein Wort!“ ſagte jetzt Graf Thurnberg, einen unwilligen Blick auf den Leutnant werfend. —

„Nein, nun wird es mir zu arg, nun wirſt du gar fromm, verlierſt ganz den Verſtand. Ja, ja, Komteſſe Säugling hat unſerm Freund total den Kopf verdreht,“ flüſterte Warren einem jungen, hinter ihm ſtehenden Lion zu, in dem man auf den erſten Blick den Franzoſen erkannte.

„Qu'est-ce que cela veut dire: Komteſſe Säußling?“

„Mein Gott, das will ſagen: Graf Thurnberg liebt das Taufkind, le nourriçon. — Sie wiſſen, Vicomte, mit meinem Franzöſiſch iſt es nicht weit her, habe alles wieder verſchwitzt. Enfin — Artwyd iſt verliebt — eperduement amoureux — in die kleine Komteß, die wir eben taufen wollen und die ich faute de mieux bis ſie einen Namen hat, Komteſſe Säugling oder meinethalben auch Säußling nennen muß! — Sehen Sie nur Thurnbergs Blicke! Nun, Sie verſtehen doch, nicht wahr?“

„Oui, oui, c'est cela!“ lachte der Franzoſe, der offenbar nicht verſtanden hatte.

II.

Im Zimmer drinnen war es ganz ſtill geworden; die Zeremonie begann. Die Paten umſtanden in Juwelen und Spitzen, in Gala-Uniform und Samtrobe den Tauftiſch, hinter welchem der Geiſtliche Platz genommen. Die Gräfin Imogene ruhte in anmutiger Stellung auf einer Chaiſelongue, die von einer Fülle blühender, aber natürlich geruchloſer Geſträuche, denn die Gräfin hatte ſchwache Nerven, mußte ihrem Range nach ſchwache Nerven haben, umgeben war. An den Wänden des ziemlich kleinen Zimmers lehnten die übrigen Geladenen dicht aneinander gedrängt, und die hier nicht Platz gefunden, erblickte man in dem anſtoßenden Kabinett; der große Saal, der auf der anderen Seite an das Taufzimmer ſtieß, war ganz leer.

Arwyd ſtand noch immer unbeweglich in der Tür, die nach denſelben führte, während Warren und der Vicomte darin auf und ab gingen. Frömmigkeit war eben nicht des Leutnants Sache, und

er war daher herzlich froh, in dem jungen Derigny für die langweilige Zeit der Taufhandlung einen angenehmen Geſellſchafter gefunden zu haben.

„Gott ſei Dank, hier iſt es doch erträglich, drinnen ſtirbt man vor Hitze!“

„Mais pour l'amour de Dieu! que se passe-t-il dans ce salon?“

„Aber wiſſen Sie denn nicht?“

„Eh! quoi donc? moi — qui reviens de la Grèce!“

„Und Sie haben die Einladungskarte gar nicht geleſen?“

„Mais a quoi bon, quand c'est pour un bal?“

„Himmliſch, einzig!“ rief der Leutnant jetzt ſo laut, daß mehrere Perſonen an der Türe ſich umwandten. Bankier Herzberg aber, der ſoeben mit zwei blonden Backenbärten, roter Samtweſte, weißer Atlasbinde, den unentbehrlichen gelben Handſchuhen und der noch unentbehrlicheren Lorgnette in den Saal getreten war und von einem Tabouret, das er ſich in die Mitte desſelben gerückt, wie von einer Warte niederſchaute, ein ſtrafendes; „Seien Sie doch ruhig, Sohn des Mars!“ ertönen ließ.

„Quel est le proverbe que l'on joue? fragte Derigny an Herzberg herantretend.

„Le proverbe?“ erwiderte dieſer ſtutzend; „die Taufe der jungen Gräfin nennen Sie ein proverbe?“

„Taufe? — Taufe? — cela veut dire baptême? — Ah! — Maintenant je comprends, mais je ne savais donc pas" —

„Sie wußten nicht, daß die Gräfin guter Hoffnung?"

„Et comment? — en Grèce!"

„Natürlich, natürlich," ſagte Herzberg mit zufriedenem Lächeln, „Sie ſind erſt geſtern zurück; ich weiß, ich weiß. — Nicht wahr, superbe? — Athen! — war auch da im vorigen Jahr — superbe! — habe auch alles dort vergeſſen; übrigens iſt es jetzt Gott ſei Dank auch nicht mehr Sitte, daß alle Muhmen zuſammenlaufen, wenn eine vornehme Frau in anderen Umſtänden," ſagte er, von ſeinem Thron ſteigend, und ſich zu den Beiden auf den Divan ſetzend. — „Sonſt, ja ſonſt, da war ein Getue, ein Poſaunen, ein Kinderhäubchensnähen ohne Ende. Jetzt kauft man die Layette in den Magazinen, ſpricht mit dem Arzt, mietet für die Frau ein Landhaus wegen der Migräne." —

„Ja, ganz recht, wegen der Migräne," lachte Warren, der ſich eigentlich immer über Herzberg luſtig machte, und daher ſehr zufrieden war, neuen Stoff für ſeine heute beſonders übermütige Laune zu finden.

„Man bleibt einige Monate fort, kommt höchſtens ein paarmal zur Oper; in der Loge, in

der Mantille, wer ſieht die Taille, — ein ſchöner Kopf genügt!“

„Nicht immer, wenigſtens mir nicht,“ flüſterte der Leutnant zu Derigny.

„Vaurien!“ wieder der Vicomte.*)

„Nach einiger Zeit kehrt man zurück in ſein Hotel. Die Frau wird in einem Fauteuil aus dem Wagen gehoben und in ſechs Wochen iſt man Papa! — Nicht wahr, Vicomte?“

„Oui, oui, c'est cela!“ nickte Derigny mit ſeinem ſtereotypen Lächeln, das er nebſt der oben erwähnten Phraſe immer dann anwandte, wenn er nicht recht begriff, wovon die Rede. —

„Sie ſind alſo vollkommen entſchuldigt, daß Sie nicht wußten; — wie geſagt, kein Menſch weiß, wenn eine Frau aus der Geſellſchaft guter Hoffnung iſt.“

„Ich glaube, er weiß auch nicht, wenn ſeine Frau guter Hoffnung,“ kicherte Warren, das Schnupftuch vor dem Mund.

„So, lieber Derigny, halte ich es wenigſtens, und jeder Mann von Erziehung ſollte es ſo halten; Eine Frau iſt ohnehin immer unſchön anzuſehen, wenn ſie in „the family way“; — ſchon deshalb“ —

---

*) Es ſcheint, der Vicomte hat plötzlich große Fortſchritte im Deutſchen gemacht. Aber freilich! Zweideutigkeiten verſtehn die Männer in allen Sprachen.

Anmerkung des Setzers.

„Sollten die Frauen gar nicht mehr niederkommen," ergänzte Warren ironiſch, indem er dem Vicomte dabei leiſe in den Arm kniff. — „Ganz Ihrer Meinung. Gehen Sie nur den anderen Ehemännern nur mit gutem Beiſpiel voran!"

„Pfui, Warren, Sie werden obſcön, und das iſt mir in der Seele zuwider, beleidigt mein Gefühl," ſagte Herzberg wieder aufſtehend.

„Jetzt ſpricht das Rhinozeros von ſeinem Gefühl," murmelte Warren vor ſich hin, „es iſt zum Totſchießen!"

„Ich halte es wirklich für einen Vorzug, den wir Reichen vor dem Volk voraus haben," fuhr der Bankier fort, der Warrens halblaute Bemerkung nicht gehört, indem er das Glas ſeiner Lorgnette putzte, „unſere Frauen können immer ihre Würde behaupten."

„C'est parfaitement bien dit, mon ami."

„Ja, ja, lieber Vicomte, ich habe nicht üble Gedanken zuweilen. — Will wirklich mal ein Buch ſchreiben; fehlt mir nur immer an Zeit. Mein Tagebuch aus Griechenland, ſehr intereſſant! — ſuperbes Land — das Griechenland! — ſuperbe — beſonders Athen! — Aber wie geſagt: ein Vorzug unſerer Frauen, daß ſie ihre ungraziöſen Taillen unter dem peignoir, die Entwürdigung ihrer Schönheit im Boudoir verbergen können."

„Sie nennen das Mutterwerden eine Entwürdigung?“ ſagte ein ältlicher Mann, vor dem ſich ſoeben die Gruppe, welche den Eingang zum Taufzimmer verſperrte, ehrerbietig geöffnet hatte, und der in ſeinem einfachen Anzuge, obwohl er nur mittelgroß und etwas ſtark war, durch den milden Ernſt ſeiner Züge und die Ruhe ſeiner Bewegungen unendlich imponierte. „Sie nennen das Mutterwerden eine Entwürdigung?“ wiederholte er ſchärfer, indem er Herzberg fixierte.

„Nicht doch, nicht doch,“ entgegnete dieſer halb verlegen, „ich meinte nur eine Entwürdigung der Schönheit.“

„Sie mögen auch außerdem nicht ganz Unrecht haben,“ fuhr jener ernſt fort, das Mutterwerden iſt wirklich oft eine Entwürdigung für die Frauen, weil die meiſten Männer gar zu erbärmlich — das Mutterſein niemals!“ damit entfernte ſich der Arzt, indem er die Männer leicht grüßte.

„Wer war der Mann?“ fragte Warren erſtaunt.

„Doktor Helfer! Arzt, Accoucheur, Damendoktor,“ ſagte Herzberg, der ſchon wieder ſeine ſtupide Faſſung erlangt hatte: „Unendlich gelehrter Mann. Wird vergöttert von den Frauen, nimmt immer ihre Partie, ſchwärmt für meine Florentine — und — iſt mein Feind!“

„Ich begreife," ſagte der Leutnant vor ſich hinblickend, — „iſt ſeine ſchöne Frau auch gar nicht wert," fügte er halblaut hinzu, indem er die kleine ſchmächtige Geſtalt Herzbergs, der eben wieder auf das Tabouret kletterte, mißbilligend muſterte.

III.

Im Taufzimmer tönte laut die wohlklingende Stimme des Geiſtlichen. Die Gräfin hatte ſich halb erhoben und auf den Arm ihres Gatten geſtützt; — ſie war immer eine edle, ſchöne Erſcheinung, und heute in dem ſilbergrauen Atlas, in dem einfachen Häubchen, erſchien ſie wahrhaft reizend. Sie wußte das und war mit ſich zufrieden. Zwar ſchlug ihr das Herz etwas lauter wie ſonſt, zwar wollten Wehmutstränen in das Auge ſich drängen, aber die Weltfrau gewann leicht die Faſſung und ſo auch den Sieg über das Gefühl der Mutter, das faſt unbewußt und ſicher — unerlaubt ſich eingeſchlichen. — Die Gräfin erbleichte, aber nicht mehr als ſchicklich, ſie zitterte — aber nur leiſe und graziös wie das Blatt einer Silberpappel; ſie war eben eine vollkommene Dame!

Der Gemahl blickte ihr aber auch mit Stolz ins Auge und hielt mit anmutiger, faſt ritterlicher Galanterie zwei Finger ihrer kleinen, vom parfümierten Handſchuh umſchloſſenen Hand an ſeine Lippen.

Die Mutter des Grafen, die alte, trotz eines muſterhaften Lebenswandels dennoch ſehr freigeſinnte Oberhofmeiſterin, fluchte innerlich, daß „der Kerl im ſchwarzen Rock," ſo nannte ſie in ihrer derben Weiſe jeden Geiſtlichen, „ſo lange parliere." Die Paten wollten gähnen, biſſen ſich aber in die Lippen und ſchnitten Geſichter, welche den Ausdruck möglichſter Rührung darſtellten. Eine kleine Stiftsdame, Fräulein Mathilde von Neſſelrode, die Geſchichte darf weder den Namen noch die kühne Tat vergeſſen, zwinkerte ſo lange mit den kleinen grünen Augen und machte ſo wunderbare Experimente mit denſelben, daß ſie es wirklich zu zwei großen ſalzigen Tränen brachte, welche pomphaft wie die Waggons einer Eiſenbahn, nur natürlich etwas langſamer, über die gefurchten Wangen der edlen Dame rollten und ſich in einer unendlich gelblichen Blondenfraiſe verloren.

Die übrigen an den Wänden gereihten Gäſte ſahen womöglich noch ſteifer, noch wachsfigurenmäßiger aus wie früher; die im Kabinett hingegen unterhielten ſich ganz unbefangen, und waren oft ſo laut, daß die alte oberhofmeiſteriſche Großmama,

welche trotz eignem Aerger doch die Dehors beachtet wissen wollte, sich zweimal umwandte, und ziemlich zornige Blicke in das Boudoir warf. —

Arwyd sah starr und regungslos auf die Gräfin, die dies jedoch nicht zu bemerken schien, obwohl ihr die Verzweiflung des jungen Mannes innerlich unendlich schmeichelte.

Das Taufkind aber, oder „Komtesse Säugling", wie der Leutnant sich ziemlich bezeichnend ausgedrückt, blickte, obwohl es eben Seine Exzellenz der Kriegsminister über das reiche silberne Taufbecken hielt, dennoch ganz friedlich aus rosa Atlas und Spitzen in die Welt hinein.

Zur Seite aber, von den Blumensträuchen fast verborgen, stand Fanny, die Amme der kleinen Mechthildis Armide Beatrix, denn mit diesen hochtönenden Namen beschenkte die Kirche nach dem Willen der Eltern das kleine Komteßchen. Fanny, das arme Mädchen, das im schlichten Kleid mit niedergeschlagenen Augen so ganz vergessen zwischen all den vornehmen geputzten Leuten stand, weinte heiße, heiße Tränen. —

Da dankte der Geistliche Gott im inbrünstigen Gebet, daß er der Gräfin beigestanden in der Stunde der Gefahr; — und daß auch sie gelitten, auch sie geboren, daran dachte niemand. Da sprach er von der Liebe der Mutter mit tausend beredten Worten; — und daß sie dem Kinde Mutter sein

ſollte, daß es an ihrem Buſen Nahrung, an ihrem Herzen Liebe finden ſollte, daran dachte niemand. Da flehte er zum Himmel für das Gedeihen des kleinen gräflichen Fräuleins; — und daß ihr kleines Mädchen, ihr ſüßes liebes Aennchen und mit ihm Glück und Friede im Grabe liege, daran dachte niemand. Da erflehte er Jahre des Glückes für den edlen Vater, Jahre des Vereins für die liebenden Gatten; — und daß der Vater ihres Kindes weit — weit in der Fremde — daß ſie wohl niemals mit ihm vereint ſein werde, daß jedes Wort von Glück, Segen und Freude ein Dolchſtich für ihr Herz, ein Spottlied für ihr Elend ſei, daran dachte niemand.

Die arme Fanny weinte auch, daß ihr das Herz brechen wollte, aber ihre Tränen ſah keiner, und die ſie ſahen, nahmen ſich weiter keine Mühe darüber nachzudenken. Mein Gott, was haben ſich auch die Vornehmen um die Tränen einer „ſolchen Perſon" zu kümmern; die wird bezahlt, reicht dem Kinde die Bruſt, man ſorgt nur hübſch, daß ſie keine Diätfehler macht, läßt ſie vom Arzt examinieren und unterſuchen, daß ſie blutrot werden müßte, wenn ſie das nicht im Entbindungshaus, wo ſie jungen Aerzten als intereſſantes Studium diente, längſt verlernt hätte — und daß ſie auch empfindet, daß ſie gar liebt, das fällt niemand ein. Es wäre auch wirklich zu komiſch, wenn ein ſolches Geſchöpf von Liebe ſpräche; obwohl die Volksgeſchichten jetzt Mode.

Die Gräfin Imogene liebte auch die Volksnovellen, ſie hatte die Dorfgeſchichten mit Entzücken geleſen, hatte das Buch in der Reſidenz eigentlich en vogue gebracht, ſie hatte ſogar den Verfaſſer zur Soiree geladen, hatte ihm, dem Rang- und Titelloſen, den Fauteuil zur Rechten an ihrem Sofa angewieſen, hatte gelächelt, gelobt, war voller Witz und Geiſt geweſen, und beim Souper hatte ſie, obwohl es fabelhaft klingt, und noch fabelhafter klingen wird, wenn wir verſichern, daß der rang- und titelloſe Dichter ein Jude war — ſie, die Gemahlin des Geſandten, ſogar an einem Knallbonbon mit ihm gezogen. Er war auch berauſcht von ihr und von ihrer Liebe zum Volke, denn daß ſie das Volk liebe, davon war ſie ſelbſt feſt überzeugt, und auch wir ſollten es eigentlich ſein; ſchon wegen des Knallbonbons.

Die Gräfin war gewiß nicht ohne Herz, aber in der Welt und für die Welt erzogen, mußten ihr nicht nur tauſend Beziehungen des Lebens, ſondern auch alle die Empfindungen fremd bleiben, die nur eigenes Unglück, oder doch nahe Berührung mit demſelben, unſerem Herzen einzuimpfen imſtande. Sie war wohltätig, weil ſie reich war, ſie ließ zwei mal in der Woche für die Armen eine Suppe kochen, ja ſie gab dem Frauenverein jährlich 500 Taler; konnte man mehr verlangen? Wer aber die Armenſuppe erhielt, wer von den 500 Talern unterſtützt

wurde, das gilt ihr gleich, das war die Sache des Vereins, war die Sache des Kaſſierers. So glaubte ſie wirklich, ſie liebe das Volk, weil ſie den Roman über das Volk geliebt hatte. Daß dieſelben oder doch ähnliche, zwar freilich rohe, aber auch warme Herzen vielleicht in ihrer Nähe ſchlugen, das fiel ihr nicht ein, konnte ihr nicht einfallen. Sie hatte über das verführte Vefele geweint, natürlich im Boudoir, aber in ihrer Empfindung blieb ein Mädchen, das ſich einem Manne hingegeben, ein gemeines, liederliches Geſchöpf.

An Fannys früheres Geſchick hatte ſie gar nicht gedacht. Sie wußte, daß des Mädchens Kind geſtorben war, Doktor Helfer hatte Fanny als tüchtig und brav geſchildert, bei dem Worte „brav" hatte die Gräfin natürlich ein wenig gelächelt, und da der Graf durchaus nicht wolle, daß ſeine Gemahlin ſelbſt ſtille, indem dadurch ihre Taille leiden könne und ſie auch verhindert ſein würde, in der großen Welt zu erſcheinen, ſo hatte die Gräfin, die ihr Kind zwar recht herzlich lieb hatte, der es aber doch allerdings etwas unbequem erſchien, faſt ein ganzes Jahr auf alle Toilette zu verzichten, bloß um jeden Augenblick den Appetit des kleinen gräflichen Schreihalſes ſtillen zu können, ſich leicht entſchloſſen, Fanny als Amme anzunehmen. Das Mädchen wurde mit dem Komteßchen in ein geräumiges Zimmer einquartiert, das durch ein Bibliothekskabinett mit der Gräfin

Schlafgemach zusammenhing, und die Sache war abgemacht.

Welches köstliche Vorrecht sie als Mutter aufgegeben, ahnte die Gräfin kaum, und hätte jemand ihr gesagt: „Fanny sei doch nun eigentlich bei der der kleinen Mechthildis ihre Stellvertreterin," so würde sie das entweder gar nicht begriffen, oder als eine ganz barocke Idee belächelt haben. So war es denn natürlich, daß auch heute bei der Taufe die Gräfin an ihren Gemahl, an den kleinen Adrian in der Pension, an die Glückwünsche, die ihr die Landesfürstin am Morgen übersandt, und vielleicht ein klein wenig an den jungen Grafen Thurnberg, mit keinem einzigen Gedanken aber an Fanny dachte, die für sie ja nichts anderes war, als ein zur Kinderstube gehöriges Möbel.

Fanny aber hielt ihre Hand fest an das klopfende Herz und betrachtete den alten Kriegsminister, der ihr die Nähe des schon geliebten Kindes so lange vorenthielt, fast mit Neid. Komteßchen schien ohnehin nicht länger ohne Nahrung bleiben zu wollen, sondern krabbelte mit den kleinen Händchen beständig an dem Ordensband des Paten Kriegsminister sehr verwundert, so deute ich wenigstens ein leises Schluchzen, den gewünschten Anhaltepunkt nicht zu finden.

Fräulein Kunigunde aber flüsterte leise zu ihrer Nachbarin: „Sehen Sie wohl, liebe Baronin, sie

greift nach dem Ordensband, das bedeutet eine brillante Partie," während der Schlachtenführer, der jetzt zu merken ſchien, wo das Getappſe der kleinen Händchen hinaus wollte, ganz verlegen wurde; denn wenn der gute Mann auch gar manches für das liebe Patchen Wünſchenswerte beſaß, mit einer Mutterbruſt konnte er doch nicht dienen. —

So war es denn gut, daß die Taufhandlung eben zu Ende ging. Die Großmama Oberhofmeiſterin, welche zu fürchten begann: „das rote Ferkelchen" (ihr Lieblingsausdruck für kleine Kinder) werde zu ſchreien anfangen, nahm den gräflichen Sprößling ſchnell aus den Armen des Kriegsminiſters, der, als ſei er vom Alp erlöſt, tief aufſeufzte, reichte ihn der Mutter zum Kuß, öffnete raſch die Tapetentür und geſtattete den Paten beim nochmaligen Umringen „des holden Kindes" — „das ſo ganz dem Vater gleiche" — „ſo der Mutter wie aus den Augen geſchnitten ſei" — „das ſo verſtändig um ſich blicke" — „ſo ganz anders ſei wie ſonſt kleine Kinder!" kaum die üblichen Goldſtücke in das Taufkiſſen zu ſchieben, was auch dem Kriegsminiſter ſo mißlang, daß ſeine beiden Louisdors zweimal auf dem Fußteppich lagen und einmal faſt in den jungfräulichen Handſchuh der Stiftsdame gekommen wären. — Fanny, die das Kind nun wieder in ihren Armen hielt und im frommen Glauben all die ſchönen Worte glücklich verſchämt

für lautere Wahrheit nahm, aber auch die Unruhe der kleinen Mechthildis ſah, benutzte ſchnell den günſtig-freien Augenblick und verſchwand mit ihrem Liebling aus dem Zimmer. Sie lief mehr als ſie ging durch den kleinen Bücherſaal; nicht achtend, daß all ihr Gold zu Boden rollte. — Die Türe zur Kinderſtube war offen, Fanny drückte ſie mit dem Fuße geſchickt zu, ſchob den Riegel vor, löſte raſch die Schleifen ihres Kleides und — blickte ſelig auf das befriedigte Kind.

IV.

Während im Taufzimmer die ſchön aufgeputzten Leute der Gräfin Imogene ihre ſchön aufgeputzten Worte glückwünſchend darbrachten, und dieſe von ihrer Chaiſelongue herab jedem etwas Verbindliches zu erwidern, jede Huldigung der Männerwelt auf eine graziöſe und doch nicht provozierende Weiſe hinzunehmen wußte, während Arwyd, gerade weil er allein vielleicht in dem ganzen glänzenden Zirkel in dieſem Augenblick eine wahrhaft tiefe Empfindung hegte, erſt ganz zuletzt ſeine Glückwünſche zu ſtammeln verſuchte, während Warren, der ſchon lange vor ihm ſich tänzelnd und ſchnurrbartdrehend an die Chaiſelongue der Gräfin herangedrängt hatte, den ſäumigen Nachzügler nach ſeiner Art faſt wehmütig anblickte, wobei er jedoch nicht vergaß, ſich eine gehörige Quantität Rum in den Tee zu gießen; während die Taſſen leiſe klirrten, die Gäſte ſich

immer mehr nach dem Saal hineinzogen, der Kriegsminiſter aber in einer Fenſterniſche ein Vergnügen daran zu finden ſchien, den Aermel ſeiner Uniform prüfend mit der bloßen Hand zu befühlen, bis er endlich durch Ihre Exzellenz, die Frau Kriegsminiſterin, welchen mit ihrem roten Teint, roter Toque und Robe ausſah wie das perſonifizierte Scharlachfieber, in dieſer wunderbaren, unerklärlichen Beſchäftigung geſtört wurde; während alle dieſe welterſchütternden Dinge vor ſich gingen, wollen wir mit wenigen Worten Fannys Geſchichte erzählen. — Hat ohnehin nur eine ganz einfache kurze Geſchichte dieſe Fanny; ſo kurz, wie der Schauſpielerprolog in „Hamlet“, oder, um mit dem Helden ſelbſt zu ſprechen, kurz wie „Der Denkſpruch auf einem Ring!“ Wußte aber nichts von Hamlet, das arme Mädchen, hatte gar keinen Ring, und wäre ihr auch nicht in den Sinn gekommen, die Geſchichte aufzuſchreiben, weder auf einen Ring, noch auf Papier, weil ſie ohnehin an nichts dachte, und an nichts denken konnte, als eben an ihre Geſchichten.

Und die iſt?

Nun — Fanny war eben ein blutarmes Mädchen, die Tochter eines Holzhackers, deren Mutter bei ihrer Geburt geſtorben. Fanny wuchs auf, ungehütet, ungeſchützt, aber ſie blieb rein und gut, blieb es, ſo lange ſie bei ihrem Vater war, blieb es, als ſie ſpäter in Dienſt ging, nicht aus Tugend

oder Grundſätzen, ſondern eigentlich — aus Zufall. — Mit neunzehn Jahren lernte ſie einen armen Burſchen kennen, ein Jahr darauf war ſie die Mutter ſeines Kindes. Der Burſche mußte Soldat werden, kam in eine ferne Garniſon. — Und da Fanny aus dem Tore des Entbindungshauſes auf die Straße trat, da war ſie noch viel elender als einen Monat früher, wo ſie mit hochroten Wangen hineinging. Damals führte ſie ja ihr Franz am Arm, und die rohen Scherze des Portiers taten ihr deshalb auch faſt gar nicht weh. — Ein klein wenig wohl — aber nicht ſehr — gewiß nicht ſehr. Nun war der Franz, der damals zum letzten Mal an ihrem Herzen geruht, hundert Meilen weit fort, das Kind aber, das ſie unter dem Herzen getragen, war tot und freilich alles anders, weil eben alles aus war.

Der Portier rief ihr lachend nach: „Adieu, ſchöne Jumpfer!“ und das Mädchen ging die lange Straße hinab, in die große weite Stadt und ſomit wieder in die größere weite Welt hinein, ohne daß Straße, Stadt und Welt ſich eben ſonderlich darum bekümmert hätten.

Das iſt Fannys Geſchichte, dreiundzwanzig Zeilen lang, alſo gewiß kurz, aber am Ende doch zu lang für einen Ring; für die Geſchichte einer Amme aber jedenfalls lang genug, zumal da keine verführte Unſchuld darin vorkommt. Ach nein! von

Verführung war hier keine Rede, kann überhaupt bei einem Mädchen aus dem Volk, vor deſſen Augen ſchon in der Kindheit alle Geheimniſſe der Liebe entſchleiert werden, nur ſelten die Rede ſein. Fanny wußte recht gut, was ſie tat, als ſie ihrem Franz ſich hingab, aber ſie liebte ihn, ſie wollte ihn glücklich machen, und das wenigſtens erreichte ſie, denn der Menſch hing an ihr mit wahrer, aufrichtiger Liebe. Schreiben konnten beide nicht, ſo war denn ſein Fortgehen faſt eine ewige Trennung. Er verſprach ihr zwar treu zu ſein, ließ ihr auch einmal durch einen ſeiner Kameraden ſagen: es ſei noch alles beim Alten zwiſchen ihnen, aber Fanny wußte recht wohl, daß, wenn auch jetzt noch alles beim Alten ſei, es doch nicht immer ſo bleiben könne, daß ihr Franz in der fremden Stadt eine neue Liebe finden werde, finden müſſe, denn ohne Liebe, meinte ſie, ſei es doch gar zu traurig — und deshalb liebte ſie auch die kleine Mechthildis ſo gar ſehr.

Aber nun genug von dieſem plebejiſchen Verhältnis! Wir müſſen ohnehin der Fürſtin Turganof, der Schweſter der Gräfin Imogene, den mit Schwanen beſetzten Atlasmantel umtun und ſie zum Wagen begleiten. —

Was ſie wohl dachte, die elegante Frau, als ſie am Arm ihres Schwagers die Treppe hinabging?

„Sie iſt doch recht glücklich, meine Schweſter!“ — grüßte den Grafen und rollte von dannen.

Die gute Fürſtin ſcheint ſich eben nicht viel mit Gedanken anzuſtrengen. —

„C'est une femme charmante!“ dachte der Geſandte, wieder in den Saal tretend. Dies war ſchon etwas mehr, und jedenfalls zählt der Gedanke doppelt, weil er nicht deutſch, ſondern franzöſiſch gedacht wurde.

Was aber dachte Warren, der drüben bei Frascati Auſtern ſchlürfte? Er dachte nicht nur, ſondern er ſagte ganz laut zum Vicomte, der ihm jetzt beim Soupieren ebenſo treu wie früher während der Taufhandlung Geſellſchaft zu leiſten ſchien, — er ſagte alſo: „Daß es eine verteufelt ſchlimme Sache ſei, eine verheiratete Frau zu lieben, aber eine noch viel ſchlimmere, einer Frau, die man liebe, gratulieren zu müſſen, zu dem Kinde eines andern.“

Und der Vicomte? —

Nun, der dachte — nichts — ſagte aber: „c'est cela!“ und öffnete die vierundzwanzigſte Auſter.

Die Paten dachten an die Geſchenke, die ſie im nächſten Jahre nach herkömmlicher Sitte dem Patkind machen müßten, und beſonders die kleine Stiftsdame, deren Kaſſe gewöhnlich ſehr leicht war, ſchien durch dieſen Gedanken aufs tiefſte bewegt. Läſtermäuler wollten ſogar behaupten, das würdige

kleine Fräulein habe ſchon früher an die bevorſtehende Ausgabe gedacht und nur dadurch die beiden erwähnten Tränen ſo glücklich zutage gefördert.

Die übrigen Geladenen dachten, daß eine Taufe doch etwas ſehr Langweiliges ſei, und die alte Großmama fügte ſogar innerlich hinzu: „Auch etwas ſehr Unnützes.“

Der Geiſtliche, dem die Unruhe ſeiner Zuhörer während der Taufhandlung keineswegs entgangen war, dachte allen Ernſtes darüber nach, wie es doch wohl durchaus notwendig, eine neue hochadlige Taufrede zu ſchreiben (der würdige Mann hatte nämlich zwei bürgerliche und zwei adlige Taufreden, mit denen er ſeit zehn Jahren bei „geboren“ und „hochgeboren“ abwechſelte). Er dachte auch daran, wann wohl morgen der Bediente des Geſandten ihm den ſchriftlichen Dank des Grafen überbringen werde. Er liebte ſolch „ſchriftlichen Dank“ eines Grafen immer ungemein — und in dieſem Monat war ihm ſchon viermal „ſchriftlich“ gedankt worden.

Arwyd dachte auf dem Heimweg an ſeine Liebe, und wir müſſen es leider hinzufügen, an ſeine Piſtolen. —

Herzberg erfuhr zu Hauſe, Florentine habe einen heftigen Migräneanfall und deshalb nach dem Arzt geſchickt. Am folgenden Morgen fand er auf ſeinem Schreibtiſch ein ziemlich lakoniſches Billet des Doktor Helfer, woraus er erſah, daß es hohe Zeit ſei —

„wegen der Migräne ſeiner Frau“ an das Möblieren ſeiner Villa zu denken. — Der gute Kriegsminiſter endlich benutzte jeden Moment, wo er ſich beim Auskleiden von ſeinem alten Kammerdiener unbemerkt glaubte, um die wunderbaren, gleich nach der Taufe begonnenen Aermelforſchungen fortzuſetzen; was ſeine Gedanken, können wir nur ahnen, da Exzellenz nicht laut dachten; wenn wir uns aber nicht täuſchen, ſo hätten, wären die Gedanken Seiner kriegsminiſterlichen Exzellenz Worte geweſen, zwiſchen dem Lande, welches durch den Geſandten vertreten wurde und der einheimiſchen Macht leicht bittere Feindſeligkeiten entſtehen können. Aber Nacht und Einſamkeit verbargen das frevelhafte Vermuten, und ſo blieb Friede — wenigſtens vor der Hand.

V.

Der Graf hatte seine Gemahlin, die sich wegen ihrer noch leidenden Gesundheit gleich nach Beendigung der Taufhandlung in ihr Boudoir zurückgezogen, als der letzte Wagen aus dem Tore des Hotels rollte, noch mit einem Besuch überrascht. Er war so liebenswürdig gewesen, wie ein Mann von Erziehung, Bildung und feinem Witz nur immer sein kann. Er hatte durch treffende Bemerkungen, durch geistreiche Sarkasmen der Gräfin manch Lächeln abgelockt. Er hatte von der Zukunft seiner Kinder ein wenig, von der Zukunft seines Landes etwas mehr, von einer gemeinschaftlichen Reise nach Nizza, durch welche er die Gräfin aufs angenehmste überraschte, aber so viel gesprochen, daß Mitternacht vorüber war, bevor er sich in sein Schreibkabinett begab, um noch bis gegen Morgen für das „Wohl des Staates" — so sagt man ja, glaube ich, bei vornehmen Geschäftsmännern — zu arbeiten.

Die Gräfin zerpflückte, während ihr Kammermädchen das glänzend goldene Haar in Papilloten drehte, mechaniſch den Strauß, welchen ſie am Abend getragen; dann ſchickte ſie Minna noch einmal nach der kleinen Mechthildis zu ſehen, und als dieſe mit dem (ſeit der Geburt des Kindes allabendlich wiederholten): „Die kleine Komteß ſchlafen und ſind ſchön wie ein Engel," zurückkehrte, befahl ſie die Milchglaslampe anzuzünden, und die Zoſe ward entlaſſen.

„Welch fatiguanter Tag," dachte die Gräfin, die ſchweren Damaſtgardinen des Himmelbettes dichter zuziehend, um ſo den roten grellen Schein der zuweilen noch aufflackernden Kaminglut möglichſt zu dämpfen. „Welch fatiguanter Tag! Wahrhaftig, man muß ſeinen Kindern viele Opfer bringen. — Nun, wenn Mechthildis nur ſchön wird, mag alles andere gehen — aber wenn ſie vielleicht die große Naſe der Schwiegermama bekäme, es wäre entſetzlich! Sie machte am Ende keine brillante Partie, müßte wohl gar Stiftsdame werden! Stiftsdame! — Je nun — die Pröpſtin des gräflichen Damenſtiftes hat — wie verdrießlich, daß das Feuer noch immer nicht abbrennen will*) — wohl eine ganz angenehme Stellung, den Rang einer verhei-

*) O geben ſie das Holz den Armen! gnädige Gräfin! das Holz, das hier ſo unnütz verbrennt, den Armen!

Anmerkung des Setzers.

rateten Frau und ungeheure Revenuen. — Aber, Gott ſei Dank, bis dahin iſt noch lange Zeit. — Ich bin heut wirklich totmüde; meine Nerven ſind auch gar zu reizbar. Seit die Amme im Nebenzimmer ſchläft, habe ich ohnehin keine ruhige Nacht. Es war eigentlich unvorſichtig, das Mädchen ſo nahe bei mir zu logieren, die Atmoſphäre einer ſolchen Perſon hat immer etwas Unerträgliches, und ſie redet noch obenein im Schlafe; in der letzten Nacht habe ich es deutlich gehört. Ja, ja, eine Mutter muß ſchon Leben und Geſundheit für ihr Kind hingeben, das iſt nun einmal von der Natur ſo feſtgeſetzt."

Unter ſolchen Gedanken, die ihr manchen Seufzer entlockten, ſchlief die Gräfin am Tauftag ihres Töchterchens ein, und ſie ſchlief feſt, denn Fanny redete heute nicht im Schlafe, weil ſie überhaupt gar nicht ſchlief.

Das arme Mädchen, an ſie hatte niemand den ganzen Abend gedacht, und auch jetzt erinnerte man ſich ihrer nur, wie eines läſtigen, aber notwendigen Uebels, das man recht bald wieder loszuwerden hofft. Sie war eine Gêne, eine Laſt! Ihre Nähe war für die Frau, deren Kind ihre Bruſt nähren, deren Arm es in den Schlummer wiegen ſollte, ein Gegenſtand — nicht der Eiferſucht, das wäre ein unmöglicher Gedanke geweſen, nein — des Degouts. — Einen Blick, ein Wort, hatte von all den glän-

zenden Gäſten keiner für ſie gehabt. Selbſt die Frauen (ich ſollte wohl eigentlich ſagen die Damen, aber ich tue es abſichtlich nicht, um die arme Fanny ein wenig zu rächen) ſelbſt die Frauen, und es war doch manches edle, manches gefühlvolle Herz unter ihnen, ſelbſt die Mutter der kleinen Mechthildis, betrachteten ſie kalt und gleichgültig. Ja, wenn ein kleiner Prinz ſich den Finger geklemmt, wenn einer kleinen Gräfin der Kanarienvogel fortgeflogen, da hätte man Teilnahme gefühlt, da wäre des Tröſtens und Ratens kein Ende geweſen, da hätte ein jeder ein Mittel, eine Hülfe, einen Balſam zur Hand gehabt. Hier war von alledem nicht die Rede, hier gab es keine Prinzeß, keinen geklemmten fürſtlichen Finger, hier gab es nur ein wundes Herz, ein wundes Herz aus dem Volk, an deſſen Exiſtenz, wie nun die Welt eben iſt, keine von all den ſchönen Fräuleins, von all den hochgeborenen Mamas geglaubt hätte, ſelbſt wenn man ihnen verſichert, daß ſolch ein Herz da ſei. „C'est étonnant!“ hätten vielleicht die einen gerufen, „c'est inconcevable!“ die andern „que faire?“ die dritten. — Que faire? — was anfangen? das iſt eben das Schlimme. Die vornehmen Leute mögen wohl alles wiſſen, denn das gehört ohne Zweifel zum Vornehmſein, aber wenn man ſie dem Volk gegenüberſtellt, oder vielmehr das Volk ihnen gegenüber, da wiſſen ſie doch nicht „que faire — was anfangen“ — da ſind die vornehmen

Leute ganz entſetzlich verlegen, verlegener als kleine ſechsjährige Mädchen, die in ihrem beſten, aber immer noch ſehr ſchlechten Kattunkleidchen beim Schulexamen ein Gedicht von Langbein deklamieren müſſen, da ſchauen ſie ſich um, die vornehmen Leute nämlich, ob nicht jemand ſouffliren werde, ſeufzen: „que faire?“ und bleiben meiſt ſtecken. Was ich ſage, iſt leider keine Erfindung, ſondern eine oft bewieſene Tatſache, und wenn die Vornehmen aus der Schule ſchwatzen wollten, ſo würden ſie es wohl eingeſtehen. Aber nein! Sie würden uns entgegnen, daß ſie nicht aus der Schule ſchwatzen könnten, weil ſie gar keine Schule, ſondern nur Gouverneurs und Gouvernanten hätten, daß aber von Schwatzen, ſo was man ſagt Schwatzen, bei ihnen überhaupt gar nicht die Rede ſei. Und ich — ich würde darauf nicht zu erwidern wiſſen, denn was eine ſechzehn Ahnen zählende Dame ſagt, was ein dicker dekorierter Graf verſichert, was gar ein diplomatiſcher Staatsſtern behauptet, ſteht feſt und unumſtößlich wie der Stephansturm zu Wien.*)

Man darf es aber den Vornehmen nicht ſo ſehr zur Laſt legen, daß ſie das Volk ſo wenig begreifen, daß es ihnen ſo gar fern ſteht. Man kann eben

*) Beſagter Turm ſoll wegen Hinneigung auf eine Seite in den letzten Jahren einer bedeutenden Reparatur unterworfen worden ſein.

Anmerkung des Setzers.

nur ſagen: es iſt betrübt, doppelt betrübt, weil es doch anders ſein könnte. —

Aber wie? —

Sollte die Gräfin etwa ihrer Amme um den Hals fallen, ſie ihre liebe, teure Freundin nennen? Sollte ſie mit ihr wohl gar im Theater oder auf der Promenade erſcheinen?

Ach nein! Von alledem nichts! Da würde ſich die Fanny nur ſchämen, da würde ſie gar nicht wiſſen, was man mit ihr wolle, und weshalb das alles geſchähe, weshalb man ſie mit ſo ſchönen Kleidern angetan, daß ſie ausſähe wie ein Heiligenbild.

Und was denn?

Ja, wenn es die Gräfin, die liebe, gnädige Gräfin, ein wenig, ein klein wenig der Mühe wert halten wollte, zu erfahren, was denn das für ein Weſen ſei, dem ſie das Leben, das Gedeihen ihres Kindes anvertraut, da wäre ſchon viel gewonnen! Nur ein paar freundliche, mutgebende, gute Worte des Weibes zum Weibe! Nur ein klein wenig Geduld mit den ſchüchternen ungelenken Reden; nur bei einem derben, ja bei einem gemeinen Worte nicht gleich zurückſchaudern wie vor dem Peſthauch! Nur nicht gleich denken, von vornherein denken: „Was kann an ſolcher Perſon wohl Gutes ſein? Nur einmal ſagen: „Erzähle mir von deinem Kind!“ Nur das! Es iſt ja ſo leicht, die Gräfin bliebe

ja noch immer die glückliche, vornehme, reiche Gräfin, die Amme immer noch das elende, verlorene Geſchöpf. — Aber es wäre doch ſchon viel beſſer. — Und für die Fanny . . . o Gott! — für ſie wäre das ja ein Glück, eine Erhebung, vor der all ihre frühere Schande, all ihr Jammer verſchwände.

Aber die Gräfin ſchläft unter der Decke von Eiderdunen und Fanny ſitzt allein und unbeachtet an der Wiege des kleinen Komteßchens, die Hände im Schoß ruhend und die Augen (ſie hatte recht ſchöne Augen, die Fanny) mit Liebe der kleinen Mechthildis zugewandt. „So lieb war mein Aennchen auch," ſagte ſie leiſe vor ſich hin, „vielleicht noch lieber, noch herziger. Aber nein, nein, das wäre ja eine Sünde, wenn ich das ſagte, iſt doch die kleine Mechthildis ſchön wie das Chriſtkindchen ſelber, und ich darf ja ohnehin nun nicht mehr an das kleine liebe Aennchen denken, weil der Doktor ſagt, das mache mich krank, krank aber will ich nicht werden, ſonſt wird auch mein Kind krank. Mein Kind? Nun ja! Iſt denn die kleine Mechthildis nicht jetzt mein Kind, da Aennchen tot iſt! — Was wohl der Franz geſagt hat, als er das erfahren? — Es hat ihm doch gewiß weh getan, wenn er zehnmal ſchon 'nen andern Schatz hat; denn es war ja doch ſein Kind, ſein Kind wahr und wahrhaftig! Wenn er nur an ein braves Mädchen kommt, mein Franz; nicht vielleicht an eine, die ihn um ſeine paar

Groſchen Löhnung bringt, ihm den Biſſen vor dem Munde wegnimmt. Er iſt ein guter Junge, er gibt ſeinen letzten Heller für die, die er lieb hat. — Was hat er nicht an mir getan, mehr als er durfte und konnte. Nun aber, nun ſoll er auch all das Geld haben, was ich heute ins Wickelkiſſen bekommen. Ja, wenn das Aennchen noch lebte, da müßte ich es für die ſparen, aber ſo — der kleinen Mechthildis kann ich es doch nicht ſchenken, die hat einmal ſo viel Geld, daß ſie die halbe Stadt damit pflaſtern könnte, und iſt auch noch lange bis dahin, jetzt, da braucht ſie ja niemand als mich, und daß ich hübſch aufpaſſe, wenn ſie trinken will, und daß ich geſund bleibe und ſie ſauber halte, das tue ich ohnehin gern. Und ſo bleibt's dabei, ich lege das Päckchen auf die Seite und Mamſell Minna muß mir darauf ſchreiben: „Dies Geld gehört Franz Müller." — Man weiß ja doch nicht, es kann einem mal was zuſtoßen. — Das Geld für den Franz! Und meine Liebe, da ich den Franz doch vergeſſen muß, für das Kind!"

Das waren die Gedanken eines Mädchens, deſſen „gemeine Nähe" ſo übel auf die Nerven der Gräfin wirkte.

Aber ſolche Gedanken würden ja einer Mutter Ehre machen, könnte man ſagen, aber man ſagt es nicht.

Warum ſagt man es nicht, könnte man fragen, aber natürlich, man fragt nicht, da es alsdann doch hieße, daß es gar nicht wunderbar, wenn Fanny die Gedanken einer Mutter habe, weil — Gott, wie werden die jungen Fräuleins von neunundzwanzig Jahren erröten — weil eine Amme doch auch Mutter ſei. Aber Fannys Aennchen iſt ja tot und — o, mein Gott, ich glaube, wir haben die Gräfin aufgeweckt! Mir ſcheint, die Vorhänge des Bettes bewegen ſich. —

Nun? —

Nein, es iſt alles ſtill! —

Die Mutter ſchläft und die Amme ſitzt an der Wiege des fremden Kindes. Sie blickt es an mit Freude, mit Liebe, weil in ihr das einfache Gefühl des Weibes und der Mutter nicht durch Erziehung, nicht durch Vorurteile erſtickt worden, ja weil dies Gefühl ſo vorherrſchend in unverfälſchter Wahrheit, daß ſie ſich ſelbſt als Mutter eines unehelichen*) Kindes zwar vor der Welt, aber nicht vor ſich ſelbſt gebrandmarkt fühlt. Ihr war bei aller Schande der Beſitz eines Kindes doch ein Glück, eine unüberſchwengliche Seligkeit; ſie liebt in dem fremden Kind ihr Kind, ſie iſt in ihrer Beſtimmung als Weib.

*) „Der Autor braucht doch wirklich oft empörend gemeine Ausdrücke!“ höre ich bei dieſer Stelle zarte Damen liſpeln.

Die Gräfin aber, die arme vornehme Gräfin, kann ſo warm nicht fühlen, ſelbſt nicht unter der Decke von Eiderdunen, ſie iſt nicht vom Leben, nicht für das Leben, ſondern für eine glänzende Partie erzogen; die glänzende Partie iſt gemacht, da muß man ſchon die fatalen Wochenbetten ertragen, aber eben nur ertragen, — Sind die Kinder erſt ein paar Jahre alt, dann findet es die Mama freilich allerliebſt, dieſelben zu lieben, zu hätſcheln, wenn ſie nämlich hübſch ſind — (kann es unter den Vornehmen aber jemals häßliche Kinder geben?) in geſchmackvollen Anzügen mit der Bonne und ſpäter mit dem Erzieher oder der Gouvernante ſpazieren zu ſchicken, ſie, noch etwas ſpäter, in der Armee zu plazieren, wenn ſie generis masculini, oder im entgegengeſetzten Fall an junge Erben zu verheiraten. Das Mutterwerden, das Niederkommen bleibt ihnen aber immer eine höchſt unangenehme und dabei ganz unpaſſende Sache; ſie ſchmollen mit dem Geſchick, das ihnen ſo Schweres auferlegt und finden es von der Natur ungerecht, was auch wohl ein klein wenig wahr, ſich (die Frauen) geopfert zu wiſſen, während die Männer frei ausgehen.

Umgeben und unterſtützt von allen Bequemlichkeiten, beraten und gepflegt von der Sorgfalt des Arztes, ſehen ſie der ſchweren Stunde mit Entſetzen, zuweilen mit Bitterkeit, jedenfalls aber mit dem Gefühl entgegen: „Dafür muß dein Mann

ſein ganzes Leben vor dir auf den Knien liegen.“ Er ſollte das auch vielleicht, der gute Mann, er tut es aber leider faſt nie, und ſo kommt in die Seele der vornehmen Frau anſtatt eines Glückes meiſt noch ein Kummer.

An die Schmerzen und Leiden einer Frau aus den unteren Klaſſen denkt niemand. — Sie arbeitet wie früher in der Wirtſchaft, ſei dieſe groß oder klein, ſie geht auf Tagelohn, je nachdem ſie nun eben etwas wohlhabend oder blutarm iſt; ſo verſtreicht die Zeit wie andere Zeit. An eine Ungerechtigkeit des Himmels denkt ſie gar nicht, ſie findet es ganz in der Ordnung, daß ſie Mutter werde und trägt oft in Armut und Elend die Qualen der Geburt; ja ſelbſt das verführte Mädchen, das noch obenein aus ſeinem Zuſtand oft ein Geheimnis machen muß, wird, wenn es überhaupt klagt, meiſt nur ſich anklagen, faſt nie aber ſeinen Zuſtand bejammern oder gar das Mutterſein verwünſchen. So bleibt das Gefühl einer Frau aus dem Volk als Mutter und eben in dieſer Eigenſchaft fühlt ſie ſich am Ziel ihrer Beſtimmung, warm und innig, inniger ſelbſt als das Gefühl für den Mann, in dem ſie allmählich weniger den Geliebten, als den Vater ihrer Kinder ſieht. Die Kinder aber ſind ihre Luſt, und jede Mutter erſcheint ihr faſt eine Schweſter, der ſie ungeſcheut und mit der feſten Ueberzeugung etwas höchſt Intereſſantes mitzu-

teilen, die merkwürdige Geſchichte von Guſtchens erſtem ſelbſtgeſtrickten Strumpf berichtet, oder von einem Brief ihres Fritz erzählt, „der in Mainz bei einem Tiſchler arbeitet und nächſten Sommer nach Staßfurth — nein, ſo hieß es nicht — es hieß ja“ — — — aber die gute Frau hatte ihre Brille verlegt, und da die Nachbarin nicht leſen kann, „der Vater“ aber ausgegangen iſt, ſo werden wir durch ſie wohl nicht erfahren, wo der Fritz im nächſten Sommer hinzuwandern gedenkt; — wir haben es aber — und das iſt gewiß ein großes Glück, ſchon längſt erraten.

Es will der braven Frau übrigens gar nicht recht paſſen, ihren Jungen dann noch weiter von ſich zu wiſſen, „und gar bei den Franzoſen, oder doch dicht dabei.“ —

Ja, die Franzoſen, das iſt ein wahres Schreckenswort für arme Leute, da denken ſie gleich an hungern und frieren, hungern und frieren aber iſt dem Armen das Härteſte, denn hungern und frieren heißt eben: arm ſein. Wer weiß? Fritzens Mutter kann auch wohl davon erzählen, hat wohl auch ihr erſtes Wochenbett in einer öden, ſchlechtgeheizten Stube halten müſſen, wo das Kopfende ihres Bettes von dem kleinen glühenden Ofen faſt verſengt wurde, während ihre Füße kalt, eiſig kalt blieben, und ſie lebt doch, die wackere Frau, es war auch nicht ihr letztes Wochenbett, ſie hat viel-

mehr noch acht Kinder, und zwar hoffentlich in beſſer geheizten Zimmern zur Welt befördert.

Nun bei neun Kindern, könnte man ſagen, und man ſagt es auch wohl, da iſt es natürlich, wenn das Muttergefühl friſch und rege bleibt; da wird die Sache förmlich zur Gewohnheit.

Zur Gewohnheit? — Ach, dann gerade möchte es mit der Friſche des Gefühls ſchlecht ausſehen, denn Gewohnheit, ſelbſt die ſüßeſte Gewohnheit, ſtumpft ab! — Von Gewohnheit kann alſo wohl hier keine Rede ſein, ſondern vielmehr von einem tiefen und, freilich unbewußt, nach allen Seiten hin ſich ausbildenden Verſtehen dieſer ſo unendlich einfachen und doch ſo unendlich edlen Beſtimmung des Weibes.

Die Gräfin war erſt Tochter des alten fürſtlichen Geſchlechtes der Lichtenfels, dann elegante, vornehme, von der ganzen Reſidenz bemerkte, beobachtete Frau, die gezwungen iſt, ihrem Range gemäß in der Welt zu leben, dann Wirtin ihres Hauſes, in welchem ſie den Gemahl, den vielfache Geſchäfte überhäuften, oft bei empfohlenen Fremden vertreten mußte, endlich Palaſtdame der Fürſtin, wieder endlich Vorſteherin der Fantaſiebälle, und ganz endlich auch Mutter. Für dieſes letzte „endlich" blieb natürlich unendlich wenig Zeit, blieben ſogar am Taufſtag der kleinen Mechthildis nur wenige Gedanken übrig.

Frau Becker ſehen wir freilich, nachdem die Nachbarin ſie verlaſſen, zwei Stunden lang ihre Brille ſuchen, weil ſie nun einmal keine Ruhe hat, bevor ſie nicht weiß, wie die Stadt bei den Franzoſen heißt, wo ihr Fritz hin will. — Die gute Frau ſcheint in der Tat ſehr viel Zeit für ihre Kinder zu haben, was wohl daher kommen mag, daß ſie weder Welt- noch Palaſtdame iſt, ſondern nur eben die Mutter ihrer Kinder. Ihr iſt deshalb das arme Dienſtmädchen, daß vor einigen Tagen traurig und allein die Dachkammer bezogen, in der man jetzt eine helle kleine Kinderſtimme hört, nicht nur keine Fremde, ſondern auch keine Verworfene; ſie denkt: „Je nun, wenn mein Mann nicht hätte mein Mann werden können, vielleicht wäre auch ich . . .“ Ja, ja, ſolch ſchlechte Gedanken denkt Frau Becker und ſchickt, trotzdem daß „der Vater brummt“, ihr Guſtchen mit Suppe hinauf in die Dachkammer, während Gräfin Imogene ſchon unendlich viel zu tun glaubt, wenn ſie dem Mädchen, dem ſie ihr Kind, die kleine, ſüße, ſpitzenbewickelte, atlasbebänderte Mechthildis, anvertraut, ihres Fehltrittes wegen nicht mit vernichtender, grenzenloſer Verachtung begegnet.

Vielleicht übrigens, ſo denke ich zuweilen, würden die vornehmen Damen milder geſinnt werden, wenn ſie ſich erinnern wollten, wie großer Vorteil ihrer Perſon und Schönheit gerade durch ſolche

Geſchöpfe" — — iſt es ſo recht, meine gnädige Gräfin? ſind Ihre Durchlaucht nun mit mir zufrieden? — wie großer Vorteil alſo ihrer Perſon und Schönheit gerade durch ſolche Geſchöpfe zuteil wird, und wie wenig graziös ihre Taillen ſein würden, wie unſchön ihre Büſten, wenn ſich nicht gleich im gewünſchten und nötigen Fall eins dieſer „Geſchöpfe" nur gar zu glücklich ſchätzen müßte, die Mutterbruſt — natürlich unter der Bedingung, daß jedes Herzklopfen, jede Blutwallung wegfalle — für ein paar Taler zu verkaufen.

Die arme Fanny hat das auch getan, hat es ja wohl tun müſſen; es geht ihr übrigens, Gott ſei Dank, noch viel beſſer wie mancher andern; ſie hört zwar kein freundliches Wort, aber auch ſelten ein hartes.

Der Frau Becker, die ſo mild und gut zu tröſten weiß, ja der erzählt das arme Mädchen in der Dachkammer freilich ihre ganze Geſchichte; der Gräfin dagegen wagt Fanny kein Wort zu ſagen von ihrem Kind — von ihrem Franz; wagt ſie doch kaum zu antworten, wenn der Doktor ſie über die Geſundheit der kleinen Mechthildis befragt.

Die Gräfin aber gar! — ſie ſpricht wohl ſanft und leiſe, die Stimme klingt aber doch ſo kalt, ſo vornehm kalt, daß es der Fanny den Hals zuſchnürt, daß ſie rot und blaß wird und keine Worte findet. „Sehen Sie, gnädige Gräfin, das kommt

von der Erziehung, von den Vorurteilen, von — nun Sie werden mich ſchon verſtehen, und ich will deshalb auch nichts mehr ſagen. Aber wenn Sie's ändern wollten, Sie könnten's, Sie könnten's gewiß! Und wie würde man Sie lieben, wie Ihnen vertrauen! Während jetzt — ja ſollte jetzt etwa Ihrem Kammermädchen das Unglück begegnen, Mutter zu werden, ehe ſie Frau würde, ſo wäre es eben ganz natürlich, wenn das arme Ding das Schürzenband ſo feſt, für das Kind unter ihrem Herzen ſo grauſam feſt ſchnürte, als die zitternden Hände es in der kleinen Kammer ohne fremde Hülfe nur immer vermöchten, und alles, alles eher ertrüge, nur nicht den Gedanken: Ihnen, meine gnädigſte Gräfin, ihren Fehltritt zu bekennen.

Uebrigens haben Sie derlei wohl nicht zu befürchten, wenigſtens nicht bei dem Kindermädchen; Mademoiſelle Minna iſt ja noch ein Erbſtück aus der Verlaſſenſchaft der höchſtſeligen Fürſtin Lichtenfels, wohl ſchon ſeit dreißig Jahren im Dienſte der gräflichen Familie und alſo nicht mehr in dem Alter, wo —"

Ach, habe ich doch ganz vergeſſen, daß die Gräfin ſchläft und mich nicht hört! —

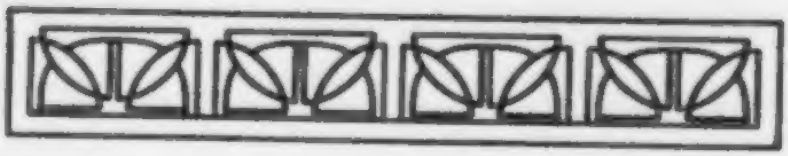
Aber die Nachtlampe ſcheint zu verlöſchen und da ich weiß, was man einer vornehmen Dame ſchuldig iſt, ſo will ich an Mademoiſelle Minnas Türe klopfen (das erwähnte Alter der Kammerzoſe wird,

glaube ich wohl, vor böſem Leumund ſchützen), damit ſie die Lampe etwas höher ſchraubt. Dann ſchleiche ich leiſe davon, über die weichen Teppiche der Säle, über die warmen Decken der Treppen, und ſtöre nicht ferner den Schlummer der hochgeborenen Frau.

Für die kleine Mechthildis Armide Beatrix bin ich unbeſorgt; die Amme wacht!

„Vom Dach herunter.“

„Selbſt wenn die Vornehmen und Reichen geben,
wiſſen ſie doch nicht, wie man gibt.“



I.

Vom Dach herunter war er geſtürzt. Nun lag er am Boden, blutig, bleich, zerſchlagen — der arme Karl Wallner! —

„Der iſt hin," ſagte Bernhard, der Obergeſelle, indem er ſeine Jacke zuſammenrollte und ſie dem Verunglückten unter den Kopf ſchob; — „der ſteht nimmer wieder auf!" —

„Herr Gott im Himmel! Wie iſt denn das geſchehen?" fragte ein jüngerer Arbeiter, der eben erſt herbeigeeilt war.

„Wie wird's geſchehen ſein," fuhr der Obergeſelle fort, „da! — beim Aufwinden des gräflichen Wappens, das über das Portal kommen ſoll. Ich ſtand unten mit Müller, und er mit dem Feinen oben auf dem Dach. Sie zogen an — die Stricke waren gut, ich habe ſie vorher unterſucht," — ſchaltete er ſich ſelbſt beruhigend ein, „und als ich eben

denke, ſie werden zum zweiten Mal anziehen, da biegt ſich der arme Burſch vor, ich ſehe, daß er in der Luft um ſich greift wie einer, der 'nen Schwindel kriegt und — na das übrige ſiehſt du ja. Der Feine ſagt auch, es ſei nichts wie der Schwindel geweſen."

„Ja, es war der Schwindel," verſicherte mit gemütlicher Ruhe der wegen ſeiner ſtets zierlichen Kleidung mit dem unſchuldigen Spottnamen „der Feine" bezeichnete. „Schon als wir 'nauf kamen, ſagte der Karl, es ſei ihm nicht gut. Das Blut iſt ihm eben in den Kopf geſtiegen und er hat 's Gleichgewicht verloren."

„Du verlierſt es nie, alte Nachtmütze!" murrte Heinrich, der oben erwähnte jüngere Geſelle, indem er ſich über den Verunglückten beugte.

Sie rieben ſeine Stirne mit Waſſer, mit Branntwein — es half nichts. Der Feine hielt ihm ſeinen Taſchenſpiegel vor den Mund — aber der Spiegel blieb rein und ungetrübt.

„Ach, Doktor Helfer!" ſagte jetzt der Obergeſelle zu einem ältlichen Mann, der ſich durch die umſtehenden Gaffer drängte. „Sie ſchickt der Himmel! Wenn jemand hier retten kann, ſo ſind Sie's!"

Der Arzt trat heran, kniete neben Bernhard nieder und unterſuchte den Lebloſen.

„Laßt's ſein, guten Leute!“ ſagte er nach einer Weile ernſt, Hut und Stock, die er bei der Unterſuchung abgelegt, zurücknehmend. „Eure Mühe iſt umſonſt! Da kann niemand mehr helfen!“ Dann ſchrieb er auf ein Blatt ſeiner Brieftaſche ein paar Worte und gab es an Bernhard. „Da — für den Primararzt im Spital, damit er die Leiche zur Beerdigung annimmt. — Und ſchickt jemand hinaus nach Frohdorf zu der Frau: aber jemand Vernünftiges, damit ſie es nicht zu jäh erfährt. Das arme Weib war gerade geſtern bei mir, es geht ihr ohnehin nicht gut und ſie muß ein bischen geſchont werden. Alſo hört ihr! jemand Vernünftiges, der nicht mit der Tür ins Haus fällt!“ Und damit ging Doktor Helfer ſeinen Weg weiter.

Die Maurer- und Zimmergeſellen aber legten den toten Kameraden ſanft auf eine Trage, der eine bekam den Zettel des Doktors, und ſo ging's unter Vortritt eines unvermeidlichen Polizeiſoldaten hinaus zum Spital, — und zwar raſchen Schrittes, denn an Werktagen haben Geſellen durchaus nicht Zeit, ihre toten Kameraden langſam zu tragen, und an dem Tage hatten die Arbeiter, die bei dem Bau des gräflich P.ſchen Palais beſchäftigt waren, noch weniger Zeit wie an jedem andern Tage. Das Warum werden wir erfahren, aber erſt um zwölf Uhr mittags, alſo — es iſt eben ſieben Uhr — in fünf Stunden.

II.

In fünf Stunden! O da war alles anders, ganz, ganz anders:

Da prangte das gräfliche Wappen über dem Portal, da wehten grüne Bäume auf dem Dach, und vor dem Haupttor des Palais ſtanden zwei Tannen, ſo friſch und ſchlank wie nur die beſten im königlichen Forſt; ja noch beſſer, denn die Waldbäume draußen hatten nimmer ſo ſchöne bunte Bänder aufzuweiſen, wie hier von den Spitzen und Aeſten, Wimpeln gleich, mit der Herbſtluft ſpielten.

Ein kleiner Junge, der lange mit großen Augen und offenem Munde dageſtanden, ſagte endlich zu ſeinem Freunde, dem blonden Fritz: „Der da," er deutete auf den Baum rechts am Tor, „der da iſt doch der ſchönſte!" Und damit ſprang er fort, und der blonde Fritz, der etwas trägerer Natur, humpelte nach.

Der Haushofmeiſter ging im ſchwarzen Frack und bunten Beinkleidern unruhig im Veſtibüle auf und nieder, indem er alle Augenblicke vor das Tor trat und die Straße hinunter ſah. Sobald er das Rollen eines Wagens vernahm, warf er ſich jedesmal in Poſitur und ſchnitt, wahrſcheinlich auch der bevorſtehenden Feſtlichkeit wegen, verſchiedenartige Geſichter, die alles mögliche ausdrücken mochten, nur das nicht, was Herr Zwetſchenkern auszudrücken beabſichtigte.

Die Geſellen aber ſtanden draußen in Reih' und Glied, und ſahen mit ihren Blumenſträußchen, ihren netten kurzen Leinenjacken gar ſtattlich und ſauber aus. Nur der Bernhard hatte gerade vorn auf der Bruſt einen großen roten Fleck. Der Feine ſagte: „Es ſähe ganz aus wie ein Orden."

Wahrhaftig, der Feine hatte ſo Unrecht nicht. Vielleicht war es ein Orden? Der Bernhard hatte am Ende Verdienſt? — Aber nein! — Ein Zimmergeſelle und Verdienſte — unmöglich! — ein Zimmergeſelle und ein Orden — noch unmöglicher! — Was aber war es?

„Je nun, der Bernhard hatte die Jacke unter des toten Kameraden Kopf gelegt und da — es war eben Karl Wallners Blut." —

„Alſo doch ein Orden! Feiner, du biſt fürwahr ein geſcheiter Kerl! Ich hätte dir das nicht zugetraut. — Aber ſtill! Ein Wagen rollt die Straße

herab; wer mag das sein? Das ist die Gräfin mit ihrem Sohn!"

„Was für eine Gräfin?"

„Je nun die Gräfin P., deren Sohn gestern von seinen Reisen zurückgekommen und heute großjährig wird: dem die Gräfin, außer seinem eigenen väterlichen Vermögen, heute das neue Palais als Geschenk übergibt und den sie in vier Wochen mit der Fürstin Konsky vermählt."

Deshalb also all diese Feierlichkeiten, deshalb die tiefen Bücklinge des edlen schwarzrockigen Haushofmeisters, deshalb das Hurra der Arbeiter, deshalb die grünen Bäume und Blumengewinde, deshalb der viele vor dem Portal gestreute weiße Sand?"

„Um Himmelswillen! schweigen Sie von dem gestreuten Sand!"

„Aber ich begreife nicht" —

„Still, ich beschwöre Sie!" —

Die Gräfin war zufrieden, sehr zufrieden — und der junge Graf war es auch. Es roch freilich noch so nach Holz und Mauerwerk, nach Oel-, Deck-*) und Leimfarbe, nach Politur und andern Dingen, allein die Gräfin wußte, dies sei unvermeidlich und

*) Lieber Autor, Deckfarbe ist durchaus geruchlos!
Anmerkung des Setzers.

hielt mit edler Reſignation das ſchützende Taſchentuch vor. Freilich verſtand dadurch der gute Zwetſchenkern wenig oder gar nichts von den Befehlen, die hinter dem Tuch gemurmelt wurden, aber er verbeugte ſich, ſagte einmal über das andere: „Da haben Hochgräfliche Gnaden vollkommen Recht!“ Und das war ſchon etwas, oder vielmehr, das war alles, was irgendeine vornehme Dame von einem Zwetſchenkern verlangt.

So ging die Sache recht gut; bis man an das rote Kabinett kam, welches für den armen Haushofmeiſter faſt ebenſo verderblich geworden wäre, wie das berühmte Kabinett des Blaubart es für deſſen ſchöne Gemahlin wurde. Alſo das rote Kabinett!

O mein Gott! — da war ein Fenſter offen geblieben, und als man eintrat, entſtand ein Zugwind, ein Zugwind: genügend, um ein Blatt Papier vom Tiſch herabzuwehen, alſo ein für eine an rheumatiſchem Geſichtsſchmerz leidende Gräfin tödlicher Zugwind. — Die Gräfin ſchrie auf, der junge Graf ſchrie auf, und ſogar Zwetſchenkern ſchrie auf, wenngleich nur kurz, weil er an das Fenſter ſtürzte, um es zu ſchließen. Letzteres war ſogar unnötig, indem das Fenſter ſich, wahrſcheinlich bei dem entſtehenden Zugwind, oder noch wahrſcheinlicher aus Hochachtung und Rückſicht gegen den hohen Beſuch, ſchon auf eigene Hand geſchloſſen.

Die Gräfin-Mutter ſaß ermattet auf einem Divan und roch an ihrem Flacon, der junge Graf peitſchte mit der Badine ſeine Stiefel und Beinumhüllungen, während Zwetſchenkern — weiß wie ein Bild von Marmor, zerknickt, zerbrochen wie der ſterbende Fechter*) — an ſeinen Manſchetten zupfte und Entſchuldigungen ſtammelte, viele Entſchuldigungen, vielleicht zu viele. Aber nein! — zuviel konnte er niemals ſtammeln.

Ihm war verziehen, wirklich verziehen! Und doch wehte noch eine unheimlich ſchwüle Luft in dem kleinen Zimmer, was eigentlich nicht zu begreifen, da ja, wie wir leider berichten mußten, das Fenſter offen geſtanden. Auf welche Weiſe die Phyſiker dies erklären werden, iſt mir unbekannt, ich muß aber wiederholen: die Luft des Kabinetts

*) Mein lieber Autor! Was ſprechen Sie da wieder? der ſterbende Fechter iſt ja gar kein Fechter, iſt ja ein Galliſcher Krieger, der die Trompete, Tromete oder ſonſt etwas geblaſen und ſich dabei die Bruſt zerſprengte. Ich habe das erſt neulich in einem Kunſtbuch über Rom weitläufig auf drei Bogen auseinanderſetzen müſſen. — Aber freilich vor der nächſten Oſter-Meſſe werde ich dieſe neue Anſicht gewiß in einem andern Buch widerrufen müſſen. Ich habe nun faſt fünfzig Bücher über Rom geſetzt, bin aber noch immer ungewiß, ob der Tempel des Friedens nicht eigentlich der Tempel des Mars. Die gelehrten Herren leben ja in ewiger Bücherfehde. — Deshalb, lieber Autor, vergeben Sie! Wer weiß, Ihre Anſicht mag doch die richtige ſein.

Anmerkung des Setzers.

war ſchwül, furchtbar ſchwül. Und durch eben dieſe Schwüle bemerkte die Gräfin — ja ſie bemerkte es deutlich: die ſeidnen Tapeten waren ja rotgelb, die Gardinen aber gelbrot! das konnte unmöglich ſo bleiben; — mußte augenblicklich geändert werden! — Und dann die Meubles! — Wie geſchmacklos! — Welche Wahl der Farben! Silbergrauer Seidendamaſt zu kirſchroten Tapeten! Ließ ſich das verantworten? War das zu entſchuldigen? — Orangegelb oder roſa waren ja doch die einzigen Farben, die hier gepaßt, die einen harmoniſch-wohltuenden Eindruck gemacht hätten! — Das war ſo natürlich, lag faſt auf der Hand, wie hatte die Gräfin nur denken können, daß man dies nicht begreifen, nicht fühlen werde!

So ging ſie denn, nicht in beſter Laune, am Arm ihres Sohnes weiter durch die Gemächer, woraus der Leſer mit Freuden erſehen wird, daß ſie trotz dem „tödlichen Zugwind“ wenigſtens noch lebte, und Zwetſchenkern, der vorausgeeilt war und ſchon an der Türe des Billardzimmers wartete, drehte den Schlüſſel einigermaßen zitternd um, wobei er denſelben beinah fallen ließ und alſo abermals an die Gemahlin des Blaubart erinnerte, nur daß bei der unglücklichen Dame der Schlüſſel wirklich zu Boden fiel und mit Blut befleckt —

„O mein Himmel! Sprechen Sie doch nicht von Blutsflecken! Sie ſehen ja, dem armen Haus-

hofmeiſter ſteht ohnehin der Angſtſchweiß auf der Stirn. Aber nein! — Sein Geſicht klärt ſich auf, er lächelt, blickt beſcheiden zu Boden. Was iſt denn geſchehen?"

„Was geſchehen iſt? Nun haben Sie denn nicht gehört, wie der Graf eben zu ſeiner Mutter ſagte: „Mais ma mère, c' est parfait!" und wie die Gräfin, nachdem ſie den Saal mit den Augen, oder vielmehr mit der Lorgnette, prüfend gemuſtert, hinzufügte: „En vérité, ce n' est pas mal!" — Soll da ein Haushofmeiſter, der auch ſeine Grammaire ſtudiert hat, der Mozin und Meidinger faſt auswendig kennt, nicht lächeln, nicht ſelig verklärt ſein? Iſt das nicht ein Triumph, an dem ſeine Kinder und Kindeskinder ſich erfreuen können, ſelbſt wenn ſie keine Penſion erhalten?"

———

Die Gräfin betrat jetzt die für den beſonderen Gebrauch ihres Sohnes beſtimmten Gemächer und neigte hier abermals wohlgefällig das Haupt gegen den Haushofmeiſter, während Graf Egon ſich in das Beſchauen eines herrlichen Kupferwerkes über Pferderaſſen vertiefte, das er auf dem mit allen nötigen und unnötigen Gerätſchaften reich ausgeſtatteten und in ſich ſelbſt koſtbar verzierten Schreibtiſch vorfand; denn obgleich in den Empfangszimmern und noch mehr in den für die junge Braut

des Grafen bestimmten Appartements fast alle diejenigen kleinen Möbles und Luxusgegenstände, welche der heutigen vornehmen Welt so unentbehrlich, besonders aber die sogenannten „Nippes“ noch fehlten, waren doch die Zimmer des jungen Grafen vollkommen und bis ins kleinste Detail eingerichtet.

Der Graf küßte seiner Mutter dankbar die Hand und besah dann, während die Gräfin in den Billardsaal zurückkehrte, in Begleitung des Haushofmeisters den eleganten Pferdestall, zu welchem er aus dem an das Arbeitszimmer stoßenden kleinen Treibhaus, vermittelst eines kurzen Korridors und einer kostbar gearbeiteten eisernen Wendeltreppe, auf das bequemste und schnellste gelangen konnte.

Natürlich handelt es sich hier nur um den Stall, fast möchte man sagen, um das Boudoir für die Reitpferde, und der junge Graf hatte deren nicht weniger als vier aus England mitgebracht, denn die Wagenpferde, die dem Kutscher übergeben waren, und um die er sich weniger speziell kümmerte, sollten in weiter rückwärts gelegenen Ställen untergebracht werden. Der Graf war wirklich entzückt, auf diese Art seine geliebten Zöglinge so nahe zu haben, ohne doch von ihnen belästigt zu werden, und musterte die prächtige Wohnung der Vierfüßler mit entschiedenem Wohlgefallen. Besonders behagte es ihm auch, daß eine Türe des Pferdesalons nach der stillen Seitenstraße führte, und er murmelte

einmal faſt hörbar: „Betty peut passer par là!“ — Wer war denn Betty?“

Je nun: eine der vier Engländerinnen!

Allerdings meinte Graf Egon wohl eine engliſche Betty; ob aber gerade ſeine Pferde-Betty oder nicht etwa ihre Taufpatin Miß Betty H., erſte Tänzerin von Drurylane, welche man ſoeben auf einer der größten Bühnen der Reſidenz zu Gaſtrollen erwartete, wage ich doch kaum zu entſcheiden.

III.

Die Beſichtigung des Palais war zu Ende. Der junge Graf hatte dem Haushofmeiſter auf die Schulter geklopft, und ſelbſt die Gräfin ſchien den Zugwind, ſchien den Farbenkonflikt des Blaubart-Kabinetts vergeſſen zu haben. Da, — unglückſeliger Zufall! Nein! ſchreckliches Fatum! Furchtbares, die Zwetſchenkerniſche Exiſtenz bedrohendes Geſchick! Da, — gleitet der Fuß der Gräfin in dem Augenblick, wo ſie in den Wagen ſteigen will, auf dem Sande aus, ſie ſtrauchelt, und nur des Haushofmeiſters Geſchicklichkeit rettet ſie vor dem Fall.

Hätte man ſich etwas Schrecklicheres denken können als eine gefallene Gräfin? Und auf der anderen Seite wieder welch ein Glück, daß es nur eine Gräfin war, eine deutſche Gräfin, eine Gräfin des neunzehnten Jahrhunderts, die Zwetſchenkern berührte. Wäre es eine ſpaniſche Königin geweſen,

so traf ja den unglücklichen Intendanten der Tod durch das Beil, denn wer kennt nicht den grausigen Spruch:

„No toca la Reyna!“ *)

Zwetschenkern aber fühlte, obgleich mitten in Deutschland, nichtsdestoweniger Todesschauer.

„Was war es denn?“ fragte die Gräfin, da sie bereits im Wagen saß. Der Haushofmeister blieb stumm.

„Es ist Blut!“ erwiderte Graf Egon, der mit dem Fuße den Sand von der Stelle wegkratzte. „C'est du sang, ma mère!“

„Blut?“ sagte die Gräfin erschrocken. „Zwetschenkern! Kommen Sie doch näher an den Wagen! — Sagen Sie, was das bedeutet? Mein Sohn behauptet, da sei ein Blutfleck!“

„Und ein recht großer ist es, Mama!“ lachte der junge Graf. „Beichten Sie, Haushofmeister! Beichten Sie! Mama ist schon blaß, wie Sie sehen!“

„In der Tat!“ stotterte der bebende Hausverwalter. „Ich dachte aber — der Sand würde, — Hochgräfliche Gnaden Nerven in jeder Weise bedecken, deshalb“ —

„Was in aller Welt reden Sie für Zeug?“ sagte der Graf, indem er den Haushofmeister beiseite zog. —

*) Berühre die Königin nicht.

„Was iſt denn geſchehen? — Sollte etwa eins meiner Pferde —?“

„O nein, Euer Gnaden! Es iſt nur —“

„Ein Kamerad von uns hat dieſen Morgen hier beim Bau den Hals gebrochen!“ ſagte der Obergeſelle, indem er vortrat.

„Nur ein wenig den Hals gebrochen!“ wiederholte Zwetſchenkern faſt mechaniſch.

„Ungeſchickt — das!“ ſagte Graf Egon, offenbar ſehr erleichtert, ſeine vierfüßigen Lieblinge außer Gefahr zu wiſſen. „Wirklich entſetzlich ungeſchickt! — Mama darf nichts davon erfahren! — Man muß mit Geld etwas arrangieren. — Hatte der Menſch eine Familie? oder —“

„Ja, Euer Gnaden, er war verheiratet!“ ſagte Bernhard, trotz Zwetſchenkerns zornigen Blicken abermals vortretend.

„So, — ſo! Nun in ein paar Tagen ſchicken Sie die Frau zu uns, das heißt in das Bureau des Rechnungsrates! — Notieren Sie Namen und Wohnung, Zwetſchenkern! — Und jetzt — kein Wort mehr darüber! Mama wird ſchon ängſtlich. — Ce n'est rien, maman!“ fuhr Egon fort, indem er zu ſeiner Mutter in den Wagen ſtieg: „Absolutement rien! un des ouvriers s'est légèrement blessé! — Eine unbedeutende Verletzung! — Nicht der Mühe wert! — Mit etwas Geld iſt alles zu machen bei ſolchen Leuten; ſelbſt für den Fall, daß

— zur Fürstin Konsky! und schnell," rief er dem Kutscher zu, indem er dabei seine Mutter fragend ansah. — „Nicht wahr, Mama! Sie wollen doch zur Fürstin?" —

Die Gräfin drohte dem Sohn lächelnd mit der Hand, nickte aber zustimmend, und der Wagen jagte die Straße hinab. Es wurden durch das unsinnig rasche Fahren zwar drei Obstkörbe einer armen Hökerin umgestürzt, ein Mädchen, das ein kleines Kind trug und nicht schnell genug ausbiegen konnte, bekam zwar einen Peitschenhieb ins Gesicht, aber was tat das? — Der Wagen hielt nun auch in zwei Minuten vor dem Konskyschen Palais, und „der ungeduldige Bräutigam", wie die Gräfin ihn nannte, war wirklich um einige Sekunden früher als es sonst der Fall gewesen wäre, bei seiner hohen, schönen Braut — die er nicht liebte.

„Der Baum am Tore war doch gar zu schön!" sagte der kleine Knabe, den wir schon am Morgen gesehen haben, da er abends zu Bett gebracht wurde. „Ich möchte wohl wissen, wem er gehört; und wer ihn so wunderschön geputzt hat?"

„Das will ich dir sagen: den Baum hat der Maurergeselle Karl Wallner geputzt."

„Karl Wallner! Hat der so schöne Bäume? Und so schöne Sachen zum dranbinden? Denn du hast doch wohl das rote Band oben am Wipfel

gesehen? — O ich kenne den Karl gar gut; er hat neulich unsere Gartenmauer ausgebessert und mir meinen Drachen, der oben am Bodenfenster festhakte, — ganz, ganz oben, wo man gar nicht hinkann, — wieder heruntergeholt. Ist's aber auch gewiß der?"

„Ja, der ist's schon! Aber er holt dir keine Papierdrachen mehr herunter, denn er hat heute früh den Hals gebrochen und ist tot." —

„Ach, geh doch! — Spaße nicht! Wenn er tot war, wie konnte er denn die Bänder anbinden?"

„Doch, mein Junge! Das war vorher. Er wußte ja nicht, daß er sterben sollte. Heute früh ging er frisch und gesund von zu Hause fort und seine Frau gab ihm das rote Band, das dir so gefiel. Sie tat's wohl nicht gern, weil er es ihr geschenkt, als sie noch nicht seine Frau war, aber er wollte das Band für den Baum haben, und da gab sie es und er versprach gewiß gut Obacht darauf zu geben und es abends wiederzubringen. — Dann gab sie ihm noch einen Kuß, — er sagte: Behüt dich Gott, Marie, und —"

„O ich weiß schon, was das ist: ein Kuß. Die Mutter küßt mich auch, wenn ich fromm bin!"

„Nun siehst du, mein Junge! Denke dir, wie traurig du wärst, wenn du deine Mutter nicht mehr küssen könntest."

„Ja, dann wäre ich wohl recht traurig!"

„Nun, die arme Marie iſt auch traurig; ſehr, ſehr traurig! Steht ſie ja doch nun ganz allein auf der Welt und hat niemand, gar niemand mehr, der — — aber jetzt ſchlafe hübſch; morgen iſt Sonntag, und auch dein Geburtstag, da mußt du froh und luſtig ſein, wenn dich die Mutter aufweckt. Gute Nacht, mein Kind!

„Gute Nacht! Aber — morgen erzählſt du mir noch von der Marie? Nicht wahr — du verſprichſt es?"

„Ja, ja! Schlafe nur jetzt!"

„Du!"

„Was denn?"

„Komm noch einmal her! Ich will dir etwas ſagen!"

„Du ſollſt ja ſchlafen."

„Gleich, gleich; — aber komm nur her! — So — ganz nah! Hör mal! Meinſt du wohl, daß ich meine Trompete an die Marie ſchenken ſoll, damit ſie nicht mehr weint? Oder den Kuckuck? Ich denke, der Kuckuck macht ihr gewiß Freude. Nicht wahr, meinſt du nicht auch?"

„Gewiß macht es ihr Freude! Gewiß! Aber wir ſprechen morgen davon, mein Junge! Jetzt ſchlafe du hübſch. Gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Und das Kind ſchlief ein und träumte von dem friſchen grünen Baum am Tor, und dem roten flatternden Band.

IV.

Marie, die arme Marie, ſchlief nicht! Weder in dieſer Nacht, noch in der folgenden; ſie ſaß auf ihrem Bett und weinte.

„Hatte ſie denn gar niemand, der ſich ihrer annahm? Und dann — der junge Graf wollte ja —“

„Der junge Graf? — O gewiß! Der hatte nicht einmal gewartet, bis die Frau, wie er doch befohlen, in das Hotel kam; er hatte noch an demſelben Tag, wo das Unglück geſchehen, ihr durch ſeinen Bedienten eine Banknote von fünfzig Gulden geſandt. Wir wiſſen das ganz genau!“

„Fünfzig Gulden? — Sollte etwa — ? — Ja, ja, ganz recht! Ich ſah ſelbſt, wie Graf Egon in dem Pfeifengewölbe für einen Meerſchaumkopf eine Hundertgulden-Banknote auf den Tiſch legte, fünfzig Gulden zurückerhielt, ſich Papier und Lack geben ließ, ſiegelte, und den Bedienten damit fortſchickte. Daß er fünfzig Gulden für die Pfeife gezahlt,

wußte ich wohl, aber ich dachte ja nicht, daß er ſo großmütig die andern fünfzig in dem Kuvert —"

„Nun, da ſeht ihr, wie ihr euch irrt!"

„Freilich wohl! Freilich! — Aber ich meinte mehr, ob niemand außerdem —?"

„Was außerdem?"

„Nun, ob niemand der armen Frau eigentlich beiſtand, ſie tröſtetete, ob —"

„Ich ſagte ja, daß der junge Graf ihr fünfzig Gulden ſandte. War das etwa nicht großmütig?"

Großmütig wohl! ſehr großmütig! Aber menſchlich? — Nein! Großmütig ſind die Vornehmen in ſolchen Fällen meiſt! — Menſchlich — ſelten, faſt nie! — Hatte der Graf, als er den Unfall erfuhr, an den Schrecken der Familie, an den Kummer der Frau, an eine Möglichkeit, wenigſtens das Jähe der Nachricht für die Hinterbliebenen des Verunglückten zu mildern gedacht? — O nein! Er dachte: ich werde Geld geben und alles iſt wieder gut. Er dachte: Mama darf nichts davon erfahren, wenigſtens heute nicht, ſie bekommt ſonſt ihre nervöſen Zufälle. Er dachte: — mein Gott! er dachte eben an alles, nur nicht an das eigentliche Unglück! Die Nerven der Gräfin wurden geſchont, die Nerven der unglücklichen jungen Frau aber! — Freilich, der Arme, Niedriggeborene darf gar keine Nerven haben! Darf kein zartes, leicht vibrierendes Inſtrument ſein, darf nicht erblaſſen, nicht zittern, nicht

erheben! Er darf nichts wiſſen von jenem wunderbaren, uns umſpannenden Netz, das man wohl gar Nervenſyſtem nennt; ſeine Natur muß mit Bindfaden beſaitet ſein; benutzen die Vornehmen doch ſelbſt dieſe Bindfaden noch oft als Peitſche, um ihn damit zu züchtigen. —

Doch ſtill! — Ich komme ja ganz aus dem Frohdorfer Bezirk, ganz aus der Nähe der armen Marie. Bei Gott, ich brauche jetzt wenigſtens eine Viertelſtunde, ehe ich mich durch alle die Gaſſen und Gäßchen bis zu der niederen Türe des kleinen Hauſes und durch dieſe und das ſchmale jetzt mit Wäſcheleinen noch verengte Höfchen, in der armen Witwe kleine, ebenerdige Wohnung, wenn man dieſe Bezeichnung bei einem feuchten, kalten Vorplatz und einer engen, dunklen Stube, überhaupt gebrauchen kann, zurückfinden werde.

Ach, da bin ich ja! Nein, noch nicht! — Erſt die nächſte Gaſſe.

„Mehr links, mein Herr! mehr links! Dann geradeaus und ſie können nicht fehlen!“

Danke! danke! — Endlich! — richtig, — da iſt's! Gott ſei gelobt! — aber wie ich ausſehe! Wie beſchmutzt, erhitzt; — gut, daß es keine Staatsviſite iſt, die ich mache. Nun alſo — wie ſteht es denn? Es ſind jetzt ja ſchon zwei Tage ſeit Wallners Tod.

Mein Gott, es iſt noch alles beim Alten! — Wie wäre es auch anders möglich! Das Unglück kam ja ſo raſch, ſo furchtbar raſch, die arme Frau war ſo gar nicht darauf vorbereitet — iſt man denn überhaupt jemals auf das Unglück vorbereitet? — daß es ihr zuweilen wie ein gräßlich beängſtigender Traum ſchien. — Doktor Helfer hatte wohl geſagt, man ſolle nicht mit der Türe ins Haus fallen, ſollte das unglückliche junge Weib ſchonen, aber — lieber Himmel! Das war auch leichter geſagt, wie getan. Man könnte freilich manchen Bettler, manchen Spitalkranken durch ein Champagnerbad retten, aber es fehlt der Champagner und — der Kranke muß ſich eben reſignieren zu ſterben. — Der Conrad, der Heinrich, wären wohl recht gerne ſelbſt hinausgegangen nach Frohdorf, allein ſie mußten beim Bau bleiben, gerade an dem Morgen konnten, durften ſie durchaus nicht fort. — War ja doch der Empfang des jungen Grafen, ſollten doch auf jeder Seite des Tores zwölf Geſellen die Hüte ſchwenken und Hurra rufen; wenn nun einer gegangen, da wäre ja eine ungrade Zahl entſtanden, das ganze ſymmetriſch geordnete Feſt zerſtört worden. Dreiundzwanzig geſchwungene Hüte, dreiundzwanzig Hurrarufer! — Nein, nein, es ging unmöglich!

Einen Augenblick, als der Heinrich ſo dringend bat, ſo ſehr dringend bat, gehen zu dürfen, als er verſicherte, er wolle ja gerne das reiche Trinkgeld

entbehren, man ſolle ihn nur fortlaſſen, auch könne er vielleicht noch vor Ankunft der Herrſchaften zurück ſein, da — Schande über dich, pflichtvergeſſener Haushofmeiſter! — ſchwankte Zwetſchenkern, ja es fuhr ihm ſogar durch den Sinn: er ſelbſt wollte ſich auf die Seite, wo der Heinrich fehlen würde, voranſtellen und ſo die Symmetrie des Tableaus wenigſtens ſcheinbar im erſten Augenblick herſtellen. — Aber ſein „beſſeres Ich" gewann bald die Oberhand über ſolch „kränkelnde Empfindelei!" er war wieder Zwetſchenkern, der alte Zwetſchenkern; gezeugt in kurzen Hoſen, geboren im ſchwarzen Frack, erzogen in weißen Strümpfen und glänzenden Schuhen, mit einem Wort: der ſtolze, pflichtgetreue, untertänig-ergebene, aber vom Gefühlswurm unbenagte Haushofmeiſter, Inſpektor und Intendant des Hochgräflich P.ſchen Hauſes, Jeremias Gotthelf Zwetſchenkern!

Wen aber konnte man ſchicken?

Von den Frauen der wenigen verheirateten Geſellen war keine da, kam auch wohl keine, weil am Nachmittag nicht mehr gearbeitet werden ſollte, man hatte alſo nur geringe Wahl.

Endlich, es war ſchon faſt zehn Uhr, ließ ſich ein kleiner Junge, der Sohn der Gemüſehändlerin am Eck, herbei, für zwei Groſchen die Trauerbotſchaft nach Frohdorf zu bringen; er ward von Bernhard gehörig inſtruiert, erhielt die zwei Groſchen,

bei deren Auszahlung er jedoch erklärte, daß er den einen Groschen durchaus in lauter Pfennigen haben müsse, „weil es dann mehr sei", und marschierte, da man ihm dies bewilligt, seine zerrissene Kappe auf dem Kopf, seine Reichtümer in der Tasche und das Stück Kuchen, welches ihm Heinrich, „wenn er seine Sache brav machte", noch versprochen, in Aussicht, lustig von dannen. Zu sehr beeilen tat sich Kohl-Fränzchen, so wurde er von seinen Gespielen allgemein genannt, übrigens nicht; er blieb alle Augenblicke stehen, um irgend einen Bilderladen oder ein Spielwarengewölbe zu bewundern, machte auch zuweilen an einem Eckstein, oder in der stilleren Vorstadt auf einer Steinbank Halt, um seine Schätze zu überzählen, und brauchte so mehr als zwei Stunden, bis er wirklich in Frohdorf, dessen erste Häuser fast mit den letzten der Vorstadt zusammenstießen, anlangte.

Herr Wilhelm, der alte Notenschreiber, der in demselben Höfchen mit Wallners wohnte, und sich bei diesen in Kost gegeben, war unglücklicherweise nicht zu Hause, und nachdem Kohl-Fränzchen sich etwas den Kopf gekratzt, denn Herr Bernhard hatte ihm besonders anempfohlen, die Botschaft ja nicht an Frau Wallner, sondern nur an Herrn Wilhelm zu bringen, entschloß er sich dennoch geradezu bei der Witwe seinen Auftrag auszurichten. Er trat also möglichst couragös in das Stübchen, zog die

Kappe rückwärts über den Kopf ab, wobei ſein ohnedies nicht ſehr geordnetes Haar noch mehr verwirrt wurde, ging dicht bis an den Nähtiſch der armen Marie, die ſich das plötzliche, faſt drollige Erſcheinen des kleinen ſchmutzigen Jungen nicht recht erklären konnte, ſperrte ein paarmal den Mund auf, ohne einen Ton hervorzubringen und ſagte endlich den Auftrag, den ihm Bernhard Wort für Wort eingelernt, raſch her, wobei er jedoch beſtändig nach der Tür blickte und die unglückliche junge Frau immer mit „Herr Wilhelm“ anredete.

Kaum war das letzte Wort der traurigen Botſchaft über ſeine Lippen, ſo hatte Kohlfränzchen ſich auch ſchon wieder durch die Türe retiriert, rannte über den kleinen Hof, zum Hauſe hinaus und die Gaſſe hinunter, wenigſtens fünf Minuten lang immer zu, als ob ihn jemand verfolge. Warum in aller Welt tat er das? — Ja, es iſt wunderbar; aber ein unheimliches, plötzlich entſtandenes Gefühl ſagte ihm: hier gehe etwas vor, was er nicht recht begreife, und machte ihm dadurch ſeine Botſchaft, die er froh und unbefangen übernommen, ſowie die Nähe der armen Frau, beängſtigend. — Endlich hielt er im Laufen an, holte tief Atem, zog ſeinen herunterhängenden Strumpf in die Höhe, griff in die Taſche nach ſeinem Geld und wiſchte, da er es richtig vorfand, mit der Hand die kleine Stumpfnaſe; ſeine beiden Sacktücher, oder wie ſie „Tante Jette“, die

Wäſcherin getauft hatte, ſeine „Wollards“, wahrſcheinlich Foulards, benutzte er nämlich nur an großen Galatagen. Beſagte „Wollards“ waren freilich nicht oſtindiſch, überhaupt gar nicht von Seide, ſondern urſprünglich aus einem alten, großblumigen Kattunkleide ſeiner Mutter gefertigt, aber es waren doch immer „Wollards“. — Die Mutter, wenn ſie Sonntags das Fränzchen ſpazieren führte, putzte daher die Naſe ihres Kindes nicht ohne Selbſtgefühl, ſagte auch wohl ganz laut, ſo daß es die reiche Gewürzkrämerin hören mußte: „Fränzchen, du haſt doch dein Wollard nicht verloren?“ oder: „Fränzchen, gib mir auf dein Wollard acht!“ — So hat eben jeder auf der Welt ſeinen kleinen Stolz, ſeine unſchuldige Freude! Und — iſt's nicht gut, daß es ſo iſt?

V.

Ungefähr anderthalb Stunden ſpäter ſtand der alte Kopiſt in dem Stübchen der ſchluchzenden Witwe und erfuhr Wallners Tod, wenngleich nicht wie er geſtorben, oder auf welche Weiſe das arme Weib die Nachricht erhalten.

„Hört Ihr denn nicht, er iſt tot!“ wiederholte ſie einmal über das andere. „Wirklich tot!“

„Aber wie wißt Ihr?“

„O, er hat es mir ſelbſt geſagt! Da — am Tiſch — mit den wirren Haaren!“

Herr Wilhelm ſchüttelte traurig den Kopf; er wußte nichts von dem kleinen Boten und hielt ſo zuweilen alles für Irrſinn, oder für Ausbrüche eines hitzigen Fiebers.

„Wenn er aber auch tot iſt,“ fuhr die arme Frau leiſe wimmernd fort, „begraben kann er doch nicht ſein; — geben Sie mir mein Tuch, Herr Wilhelm! Wir wollen ſelbſt nachſehen — auf dem

Friedhof oder —" ſie wühlte in den Fächern ihrer Kommode, ſchob ſie auf und zu, ſchien mit Haſt und Angſt etwas zu ſuchen und ſank endlich erſchöpft auf den Stuhl.

„Wenn ich nur das Tuch fände, dann wäre alles gut! Herr Wilhelm, ſuchen Sie doch mein Tuch! Um Gottes Barmherzigkeit willen, das Tuch!"

„Sie haben es ja ſchon umgenommen, liebe Frau Wallner!" ſagte der alte Notenſchreiber betrübt. „Faſſen und beruhigen Sie ſich doch nur etwas! Ich begleite Sie gleich zur Stadt, ich will nur —"

Da kam der Bernhard gerade über den Hof, Herr Wilhelm, der ihn kommen ſah, eilte hinaus und wußte nun in wenigen Augenblicken den ganzen traurigen Vorfall.

Das Unglück zu erfahren, braucht es eine Minute; es zu begreifen, iſt ein Jahr noch kurz.

Bernhard ging mit der armen Marie zur Stadt, zum Spital; Herr Wilhelm aber, der beide erſt begleiten wollte, mußte zurückbleiben, indem der Schlüſſel, welcher das kleine Quartier der Witwe verſperrte, nirgends zu finden war, und dieſe auf alle an ſie deshalb gerichteten Fragen nur immer ganz konfuſe Antworten gab.

„Denken Sie nur an das Kind!" ſagte der Notenſchreiber halb verlegen, denn er war ein alter

Junggeſelle, als Marie mit dem Bernhard fortging. „Wenn Sie ſich gar nicht zufrieden geben, muß es ja zugrunde gehen!“ fügte er ein wenig rot werdend hinzu.

„Ach ja, das Kind, das arme Kind! O es wird nicht leben, es wird gewiß nicht leben,“ weinte die Frau ſtill in ihr Tuch.

Herr Wilhelm ſah ihr traurig nach, nickte dem Obergeſellen nochmals zu, holte Papier und Tintenzeug und Feder, ſchloß ſeine Türe, und ſetzte ſich als Wächter in das kleine Stübchen der Witwe. „Und gerade jetzt,“ ſagte er, die Blätter zurechtſchiebend, leiſe vor ſich hin. „Gerade jetzt, wo ich ausziehe! — Mein Gott, hätte ich nur das Drangeld nicht gegeben, ich machte es noch rückgängig. — Aber ſo — — Nun ich werde jedenfalls oft herkommen! — Ach, aber die Oper, die neue Oper!“ murmelte er mißvergnügt. „Schlimm, ſehr ſchlimm!“ — A dur — ! Die arme Frau wird's ohnehin nötig haben, daß man ſich ihrer annimmt. — Dreiviertel Takt — ! — Wenn man nur immer könnte, wie man wollte. — Und jetzt den Text; und aufgepaßt, denn es iſt welſch, und Fehler lieben die Herren Kammerſänger ganz und gar nicht! Alſo —

„Amor felice, tu . . . . .“

Und nun vertiefte ſich der gute Mann ſo ſehr in ſeine Cavatine, daß er an nichts, nein wirklich

an nichts mehr dachte, als an ſein: „Amor felice". — Der arme alte Burſche. Er kannte „Amor felice" auch nur vom Hörenſagen oder aus den Cavatinen!

Gegen Abend kam die Witwe zurück. Es war eben alles wie wir ſchon wiſſen, deshalb kein Wort mehr darüber. — Der alte Kopiſt aber verließ drei Tage nach Wallners Begräbnis ſein kleines Stübchen, um es gegen eine etwas beſſere, aber freilich noch mehr entlegene Wohnung zu vertauſchen; über die nächſte Zukunft der armen, unglücklichen Frau hatte ihn das Geſchenk des jungen Grafen einigermaßen beruhigt, auch war ein Schreiber des gräflichen Rechnungsrates draußen in Frohdorf geweſen um ſich im Haus und beim Geiſtlichen nach den näheren Verhältniſſen der Witwe zu erkundigen und ſie für den Erſten des kommenden Monats in das Hotel der Gräfin zu beſtellen. Dennoch wurde dem alten Manne der Abſchied ſchwerer wie er gedacht, und er war recht froh, als er an der Straßenecke noch einmal umkehren mußte, weil er ein Fläſchchen Tinte, das vor dem Fenſter ſtand, mitzunehmen vergeſſen. — Sein Umzug ſoll übrigens, wie wir hören, weder ſehr geräuſchvoll, noch ſehr koſtbar geweſen ſein.

An demſelben Tage las man in der erſten Kolumne des Reſidenzblattes wie folgt:

„Den 8. dieſes trat der Hochgeborene Graf Victor Egon Wladimir P., welcher tags zuvor von

einer längeren Reiſe zurückgekehrt, ſeine Großjährigkeit an. Der liebenswürdige junge Kavalier empfing perſönlich aus den Händen des Präſidenten die Papiere über die bisherige Verwaltung ſeines bedeutenden väterlichen Vermögens, ſowie die Dokumente und Urkunden und begab ſich dann mit ſeiner Hochgeehrten Mutter, der Frau Gräfin P., geborene Reichsgräfin Tirleborg-Berbiſch, in das von der erlauchten Dame für den Sohn eigens beſtimmte neue, wahrhaft großartige Palais.

Lauter Jubel der Arbeiter und Dienerſchaft empfing den hohen, jugendlichen Beſitzer, der in Begleitung ſeiner edlen Mutter mit froher Bruſt die herrlichen Räume durchſchritt. Selbſt der Himmel ſchien den in liebenswürdig-kräftiger Männlichkeit Zurückkehrenden bewillkommnen zu wollen, denn das herrlichſte Herbſtwetter verſchönte das Feſt. Der junge Graf äußerte nicht nur gegen den Baumeiſter, Architekten und den mit der Oberleitung der inneren Ausſchmückung beauftragten Haushofmeiſter und Intendanten Jeremias Zwetſchenkern, ſeine vollkommene Zufriedenheit, ſondern unterhielt ſich ſogar mit den einzelnen Arbeitern auf die leutſeligſte Weiſe. So war dieſer Tag in jeder Hinſicht ein Tag der Freude und des Glückes, durch keine Wolke des Kummers getrübt. Heil und Segen dem erlauchten Grafen, der, wie wir aus ſicherer Quelle verbürgen können, mit der jungen, liebenswürdigen Fürſtin

Konsky verlobt iſt. Heil und Segen ihm bei ſeiner Rückkehr in das Vaterland!" —

„Und Karl Wallner? Von dem ſteht kein Wort in der ganzen langen Beſchreibung?"

„Pfui doch! Das wäre ja eine Totenblume in den Blütenkranz, ein Blutfleck auf das Feſtkleid!"

„Aber der Blutfleck war doch wirklich da."

„Freilich wohl! Aber der Sand war ja darüber geſtreut."

„Der Sand darüber? — O ſprechen Sie nicht ſo! Graf Egon hat ihn ſelbſt von dem Fleck mit den Stiefeln weggekratzt."

„Auch richtig! Erſt hat der junge Graf den Sand mit dem rechten Fuß von dem Fleck hinweg, dann aber mit dem linken wieder darüber gekratzt. Dies letztere ſcheinen Sie nicht bemerkt zu haben. — Sie ſchweigen? — Gewiß ſind Sie noch nicht lange in der Reſidenz? Müſſen noch manches lernen!"

„Man hat alſo —?"

„Man hat alſo, nachdem der Wagen der Gräfin davon gerollt war, noch viel mehr Sand auf die blutige Stelle geſtreut wie früher. — Wozu hätte man auch den Sand? — Leſen Sie gefälligſt mein neues philoſophiſches Wörterbuch, da werden Sie Pagina 201 finden!

„Sand — Streuſand:

Sand, der geſtreut wird auf widrige Flecken,

zuweilen in die Augen der Menſchen und auch auf das Papier; weniger zum Trocknen der Schrift, als vielmehr um damit häßliche, aufregende Worte über häßliche, aufregende Dinge, welche unbedachte Federn geſchrieben, ſo zuzudecken, daß ſie wie nicht geſchrieben erſcheinen und die Schrift ohne Unterbrechung in anmutiger Langeweile ſich fortbewegt. Ein Mann, der dieſes letztgenannte, die Aufregung unterdrückende Geſchäft ausübt, heißt: „Cenſor", zu Deutſch: „Sandmann". Deshalb ſagt man auch, wenn jemand aus Langeweile müde wird: „der Sandmann kommt!"

„Der Sandmann kommt! — Richtig! Richtig! Tauſend Dank für die gütige Belehrung!"

„Bitte! Gar nichts zu danken, bin immer gern bereit, Sie aufzuklären."

„Aber — Herr Doktor! — Sie ſind doch Doktor?"

„Allerdings! Doktor der Philoſophie."

„Noch eine Frage — man hat alſo mit ſolchem Sand, ſolchem Streuſand, den Blutflecken vom Pflaſter, die Worte über das Unglück vom Papier weggeſtreut?"

„Weggeſtreut? — Nicht übel geſagt! Sie haben Fähigkeiten."

„Aber unſer Herrgott ſieht doch —"

„Unſer Herrgott!! — Mir ſcheint, Sie haben doch weniger Capazität wie ich dachte. — Unſer

Herrgott ſieht gar nichts! Darf gar nichts ſehen! Wenigſtens keinesfalls Volksblut, welches für den Adel das Pflaſter beſpritzte. Verſtehen Sie, mein Guter? — Auf dem Papier übrigens hat man ſich's, wie meiſt, viel leichter gemacht: man ſorgte bei der Schilderung über die Großjährigkeit des Grafen gleich anfänglich für eine ſogenannte „unparteiiſche" Feder und das Papier blieb frei von Blutflecken."

„Was ſind das für Federn, unparteiiſche Federn? — Sind das auch Gänſefedern?"

„Allerdings. Die Rabenfedern ſind zu fein, die Schwanenfedern aber bedürfen einer beſonders geſchickten Hand zur Führung; auch ſind ſie ziemlich ſelten, weil es überhaupt viel mehr Gänſe wie Schwäne gibt. — Um übrigens wieder auf das Volk und ſomit auch auf Ihren Schützling den Karl Wallner zu kommen —"

„Ach, lieber Herr Doktor! Wie Sie doch mit den Gedanken umzuſpringen verſtehen; eben waren wir noch bei den Gänſen und nun ſind wir ſchon wieder bei dem Volk."

„O, das iſt im Grunde kein ſo großer Sprung als es Ihnen ſcheint, mein Beſter! Leſen Sie nur mein Wörterbuch und Sie werden auch hierüber bald im Klaren ſein!"

„Aber Sie wollten von dem Karl Wallner noch etwas ſagen."

„Von dem Wallner? — Ganz recht! — Sie beklagen ſich, daß in dem Aufſatz über den Grafen P. ſeiner nicht gedacht wird. — Man hatte ihn nicht vergeſſen; man hat ihm ſogar einen beſonderen Aufſatz gewidmet. Sie ſtaunen? — Freilich iſt der Artikel nicht ſehr lang, aber jedenfalls eine Art Nekrolog, oder doch eine nur ihn betreffende Notiz. — Nehmen Sie die Zeitung wieder zur Hand. Da — hier, — nein, weiter unten! — Ueber das Volk immer alles ganz unten; merken Sie das, Sie erſparen dann ſtets viel Zeit beim Aufſuchen. Hier:

„Sterbeliſte vom 8. . . .“

gleich zuerſt:

„Karl Wallner, verheirateter Maurergeſell von Frohdorf, dreißig Jahre alt, an zufälligen Verletzungen; tot zur Beerdigung ins Spital überbracht.“

„Nun? Habe ich zuviel geſagt? — Was zerknittern Sie denn die Zeitung? — Sie wenden ſich ab? — Ihre Hand zittert? — Ich glaube gar, Sie weinen!“

VI.

Es verging ein Tag nach Wallners Begräbnis, dann wieder ein Tag, ein dritter, die Woche war bald herum; dann eine zweite, noch eine und der Monat ging zu Ende. Marie hatte den ersten recht ersehnt und nun, da er wirklich da war, bangte ihr fast, vor die Gräfin zu treten, die sie ja für diesen Tag bestellt. Dann aber dachte sie daran: wie gut die Frau Gräfin und der junge Graf gegen sie gehandelt, wie sie sich gleich ihrer großmütig angenommen, eigens hinaus zu ihr geschickt hatten und so bekam sie wieder guten Mut. Ach, sie war so dankbar in ihrem Kummer, ihrem Elend! Sie wollte auch ganz offen und frei vor der Gräfin reden, das hatte sie dem Bernhard versprechen müssen, wollte ihr danken, sie um Arbeit bitten, ihr sagen, daß sie sauber nähe; ja sie hatte in ihrer Einfalt sogar ein neues Hemd, das sie für ihren armen Mann gemacht, gleichsam zur Probe ihrer Geschicklichkeit mitgenommen.

„Der Herr Graf trüge freilich feinere Hemden," meinte ſie; „viel feinere Hemden, aber ſie könne auch noch beſſer nähen und auch ſteppen und hohlnähteln. Nur jetzt, jetzt würde ihr das Sitzen etwas ſchwer; allein, wenn erſt das Kleine da wäre, — dann würde ſie nicht mehr ſo viel weinen, dann ginge es auch mit der Arbeit beſſer von der Hand — und zur Zeit brauche ſie ohnehin kein Geld. Nein, nein, ſie hatte ja noch ſo viel, daß ſie recht gut auskam; ſie hatte ſogar noch fünf Gulden, die ihr Mann auf ein Bett ſchuldete, bezahlen, auch für die Taufe ſchon alles zurücklegen können, weil der gnädige Herr Graf ja gar ſo großmütig geweſen. — Und er ſei es doch nicht ſchuldig; denn er könne ja nichts dafür, daß ihr Mann geſtürzt. Für ſie wäre es freilich ein großes Unglück, weil ſie ihren Mann ſehr lieb gehabt; aber der Herr Graf und die gnädige Frau Gräfin ſollten ſich's deshalb doch nicht zu ſehr zu Herzen nehmen; es ſei gewiß und wahrhaftig nicht ihre Schuld! Ah!" da war ſie vor dem neuen gräflichen Palais! — Sie holte tief Atem. Die arme Frau ſtand gerade auf dem Blutfleck; allein ſie wußte es nicht.

O, es iſt gut, daß der Boden unter uns, die Mauern und Wände um uns, nicht ſprechen können! Gut, daß die dunkle Wolke nicht kündet, über weſſen Freundes Dach ſie ſich entladen wird, daß der brauſende Strom, der die Leiche ans Ufer ſpülte, es

nicht dem frohen Knaben verrät, der dort hinterm Buſch ſo übermütig, den Nixen zum Trotz, bunte Kieſel in die Flut wirft.

Vornehmer, blaſierter Touriſt, was würdeſt du für Träume haben im „Hotel de Rome“ oder der „Ville de Naples“, wenn das Pfühl, auf dem du dein lockenumſäumtes, gedankenſchweres Haupt niederlegteſt, wenn, ſage ich, das Pfühl dir von all den Tränen erzählte, die es eingeſogen; was für Träume, wenn die ſilberne Lampe an deinem Bett dir ſagte, welche Szenen verborgener Qual, teller Luſt und glühender Liebe ſie beleuchtet.

Mutiger, ſtolzer Jüngling, der du für dein freies Wort in den engen Kerker mußteſt und jetzt der reizenden Nachbarin ſüße Blicke zuwirfſt, wie würde dein Auge ſich trüben, wie deine Wange erbleichen, wenn du wüßteſt, daß ſchon mancher zwiſchen denſelben Mauern für geringere Schuld wie die deine, Jahre, koſtbare Jahre ſeines Lebens verſeufzte, weil eben der Herr Präſident keine Zeit fand, den Staub von den Akten zu blaſen. Wie würdeſt du ſchaudern, wenn du wüßteſt, daß der alte, morſche Strick, der ſo willig das Liebesbriefchen dir zuführt, dem zernagten, gebrochenen Herzen dazu diente, ſeine Qualen zu enden.

Mylords und Gentlemen! die ihr mit grüner Brille das Schlachtfeld muſtert, die ihr aus dem ſchwerbepackten Reiſewagen euren beſten, treueſten

Freund, den Teekaſten, hervorholt, um „quite comfortable," vor dem kleinen Häuschen des Invaliden euer „Breakfaſt" einzunehmen, die Gegend „charming" zu finden und euch abermals „quite comfortable," von dem alten Mann die Stellung der Geſchütze, das Anſprengen der Reiterei erklären zu laſſen, was würdet ihr für Mienen machen, wenn alles Blut, das hier vergoſſen, das hier in tauſend dunkeln Bächen die Erde färbte, aus dem Boden ſickerte. Mylords! Wenn ihr nicht erſöfft, ihr benäßt doch ſicher naſſe Füße.

„Naſſe Füße? — Unangenehm, in der Tat! Aber nicht ſo unangenehm als blutige Füße!"

„Nun, es könnte ja auch ſein, daß . . ."

„Nicht doch, da müßte ja auch Frau Wallner . . ."

„Frau Wallner? O mein Himmel, die habe ich ganz vergeſſen und ſie ſteht gewiß noch immer vor dem Palais, die arme Perſon!"

„Nein, ſie iſt ſchon hineingegangen."

„Deſto beſſer, deſto beſſer! Die Leute hätten ſonſt wieder ſicher Gott weiß was von meiner Grauſamkeit zuſammengefabelt. — Wartete ſie lange, die Frau?"

„Nicht ſehr lange! Sie ſah nur einmal nach dem Wappen hinauf!"

„Aha! — Richtig! Sie wollte ſehen, ob es auch wirklich das P.ſche Palais ſei!"

„Ich glaube, es hatte einen andern Grund, denn sie war dann noch bläſſer, wie früher!"

„Natürlich, bei ihrem Zuſtand! Es kann ja nicht anders ſein; der weite Weg, — das hat ſie ermüdet."

„Nein, ſie war nicht davon blaß; — es war . . ."

„Erlauben Sie mir als dritten auch ein Wort! — Sie hatte doch einen Shawl um, die Frau? So ein dicker Leib; es iſt immer etwas choquantes. — Vornehme Damen lieben derlei durchaus nicht. Wahrhaftig, ich finde es eigentlich mehr komiſch. — Da wackelt ſo ein Weib daher und ſchaut mit ihrem trivialen Geſicht förmlich über einen Berg hinweg; über den Berg aber iſt eine Schürze geſpannt, recht feſt, ohne Falte, eine große blaue Leinwandſchürze; der Rock aber iſt ganz kurz und geht vorn in die Höhe, ſo hoch, daß ſelbſt die berühmte Falte der Philine, von der Goethe erzählt, eine graziöſe Draperie dagegen. O, es iſt ein allerliebſtes Bild, das kann ich Sie verſichern."

„Ja, es iſt wirklich ein allerliebſtes Bild, wenn ſolch arme Frau noch vier Wochen, ehe ſie Mutter wird, mit dem Berg unter der Schürze, wie Sie es nennen, den ſchweren Korb vom Dorf hereintragen muß; wenn ſie eine Stunde läuft bis zur Stadt, eine Stunde zurück auf das Dorf. Zwei Stunden weit einen Berg zu tragen, mein Himmel:

das ist ja eine Kleinigkeit. Draußen aber erst! Da muß sie arbeiten; im Hause, im Garten, muß hacken, graben, sich hundertmal bücken. Bücken mit einem „Berg". O wie komisch! — Da geht sie hin! Es ist Erntezeit. — Wie die Sonne brennt. — Ach was, sie muß arbeiten! — Wie der Schweiß ihr über die Stirn rinnt! — Kann nichts helfen, sie muß doch arbeiten! — Aber sehen Sie nur das Gesicht; es wird immer röter, immer gedunsener! Auch gut: so scheucht sie die Sperlinge vom Obst! — Nicht wahr, komisch, sehr komisch! Das arme Weib mit dem Berg! — Diesmal seien Sie übrigens unbesorgt; die Gräfin hat bei Frau Wallner keinen so unangenehmen Anblick zu fürchten. Die blaue Schürze, der kurze Rock, passen eher auf eine Tagelöhnerin. Marie trägt ein schwarzes, großes Wollentuch über dem grauen, freilich etwas verwaschenen Kattunkleid; das Kleid ist auch vollkommen lang genug, ganz vollkommen lang genug; ich kann es versichern! — Sind Sie nun beruhigt?"

„In jeder Weise!"

„Nur noch eins! Um abermals von den Bergen unter blauen Schürzen zu sprechen; gewähren Sie sich auf Ihrem Gute doch lieber nicht zu oft den komischen Anblick, die Frauen mit „Bergen" arbeiten zu lassen, wie man etwa Pferde arbeiten läßt. — Es vermindert jedenfalls nicht nur die Zahl Ihrer Untertanen, sondern schadet auch der Gesundheit,

Kraft und Schönheit des heranwachſenden Geſchlechtes. Ich weiß aber, daß Ihr Schönheitsſinn . . ."

„Mein Schönheitsſinn? Sie haben recht; ich hatte faſt darauf vergeſſen. Aber ich ſagte erſt neulich bei einer Taufe . . . . ja wirklich! . . . . In Griechenland werden ſchwangere Frauen . . . Superbes Land, das Griechenland! Superbe! Beſonders Athen! — Ach, dort kommt mein Wagen. Sie verzeihen, ich muß mich empfehlen! Will hinaus aufs Land, zu meiner Frau! — Guten Morgen, meine Herren! Guten Morgen!"

„Da fährt er hin! Nun, wir kennen ihn ja von früher."

„Laſſen Sie ihn immer fahren und folgen mir jetzt raſch ins Palais, damit wir Frau Wallner nicht aus den Augen verlieren. Ich weiß einen trefflichen Platz, wo wir alles überſehen können!"

Und ſie gingen in das Palais.

VII.

Mariens Mut war ſehr geſunken. Es war ja alles ganz anders gekommen wie ſie gedacht. — Sie hatte die Gräfin, hatte den jungen Grafen gar nicht geſprochen.

Sie war alſo ganz umſonſt beſtellt worden? Es war alſo nichts für ſie geſchehen?

Doch, doch! man hatte ihr Geld gegeben; mehr als ſie erwartete, denn Geld hatte ſie eigentlich gar nicht erwartet; aber geſprochen hatte ſie die Gräfin darum doch nicht. — Sie fragte beim Portier, — der antwortete erſt gar nicht, dann aber barſch: die Gräfin wohne ja nicht hier, die wohne in der langen Gaſſe, der junge Graf aber wäre eben ausgeritten; wenn ſie wirklich beſtellt ſei, ſolle ſie hinauf zum Rechnungsrat gehen, über den Hof, die Stiege links. — Sie ging über den Hof, die Stiege links, aber die Gräfin ſprach ſie darum doch nicht.

Der Rechnungsrat ſaß in ſeinem neuen Bureau auf ſeinem neuen Arbeitsſtuhl, in ſeinen neuen Schlafrock gehüllt (Schafwolle mit chineſiſchem Deſſin und ſeidener Schnürarbeit). — Rechnungsräte ſind immer erhabene Leute, ebenſo reich, ja oft noch reicher wie die Herrſchaften, deren Kaſſe ſie führen, deren finanzielle Hofmeiſter ſie eigentlich ſind; Rechnungsräte aber in neuen Bureaus, in neuen Schlafröcken, mit Schafwolle am Körper, Rechnungsräte als Chineſen — ſind ſo hohe unnahbare Weſen, daß ſie zuweilen ſogar leutſelig ſein könner, ungefähr wie Götter, die ſich zur Erde nieder laſſen, um für kurze Augenblicke unter den Sterblichen zu verweilen; will hiermit aber nicht geſagt haben, daß des Rechnungsrates Leutſeligkeit nur immer eine olympiſche, das heißt von der Art war, wie z. B. die des würdigen Vater Zeus. — „Vater Zeus!" — den Ausdruck liebten Se. Heidniſche Hoheit nie, wenigſtens nie, wenn ihn Damen ſo nannten. Es klang doch gar zu alt, zu ehrwürdig: „Vater Zeus!" Und doch war wohl niemand ſo oft Vater — wie eben „Vater Zeus!" Aber kehren wir zu dem chineſiſchen Rechnungsrat zurück.

Der Rat war gerade in ſolch leutſeliger Stimmung, als Marie eintrat. — Er verſicherte ſie daher: es ſei ihm ſehr lieb, daß ſie komme, indem er ſie eigentlich ſchon früher erwartet; ſie ſolle nur gleich die zwölf ſeinen Batiſttücher zeigen, die

der junge Graf für ſeine Braut beſtellt und dann auch . . .

„Sie irren wohl, Herr Rat," ſtotterte auf dieſe Anrede die junge Frau ängſtlich.

„Sind Sie denn nicht Mamſell Fröhlich, die Stickerin?"

„Mein Name iſt Wallner; ich bin die Witwe des Maurergeſellen, der hier beim Bau verunglückt."

„Wallner? — Richtig! — Da ſteht es notiert. Dachte, Sie wären Mamſell Fröhlich. — Sie werden rot! He! he! — Wären nicht die erſte Mamſell, die . . ." ſchmunzelte der Rat.

Marie zog den Shawl feſter zuſammen. — In der Ecke ſtand eine Statue der Veſta.

Eine Veſta im Bureau?

Nur vor der Hand. — Der Herr Graf hatte ſie aus Italien mitgebracht: es war eine ſehr alte Veſta.

„Herein! Herein! rief jetzt der Rat ungeduldig, als es plötzlich an die Tür klopfte. — „Aha, die Tücher!" ſagte er, ſeine Stimme auf einmal zu den ſanfteſten Modulationen anſtimmend. „Richtig! Richtig! — Machte ſoeben eine kleine Verwechſlung, mein ſchönes Kind! He! He! — Hier, Frau Wallner! Nehmen Sie das Geld; zehn Gulden von der gnädigen Gräfin — und — ſo — machen Sie drei Kreuze, wenn Sie nicht ſchreiben können."

Marie ſchrieb zitternd ihren Namen unter die Quittung: „Dürfte ich nicht hoffen, die gnädige Gräfin ſelbſt . . .“

„Danken! — iſt nicht nötig; Frau Gräfin lieben das nicht; wäre vielleicht ſogar eine unangenehme Störung. — Charmant, die Tücher; ganz charmant; beſonders das dreizehnte.“

„Ich möchte aber doch gar zu gern . . .“

„Nun! Will Sie nicht hindern; mögen's verſuchen: lange Gaſſe, das Haus mit der Altane.“

„Herr Rat ſind alſo mit den Tüchern zufrieden?“ liſpelte die Stickerin.

„Vollkommen! Vollkommen! — Guten Morgen, liebe Frau Wallner! — Bin ſehr beſchäftigt, wie Sie ſehen. — Können am Erſten wieder zufragen, werde bis dahin ſelbſt mit der gnädigen Gräfin ſprechen. — Die Tücher koſten? Laſſen Sie ſie ſehen: gar nicht teuer, wirklich, gar nicht teuer! Aber das dreizehnte . . . Hm! Hm! — Sechzig Gulden iſt doch etwas viel, ſcheint mir; freilich, ſchöne Arbeit und viel Arbeit; bei alledem . . .“

Marie ging die Stiege hinab; ſie ging nach der langen Gaſſe, nach dem Haus mit der Altane, — aber ſie ſprach die Gräfin darum doch nicht.

Im Bureau blieben: die Stickerin, die zwölf mäßig teuren bräutlichen Tücher und das dreizehnte koſtbare, für Miß Betty H. beſtimmte Tuch, der unnahbare Rechnungsrat und endlich die Statue der Veſta.

Sie ſollte gereinigt werden, die Statue und dann hinauf in den Saal kommen. Marcheſe V. und Fürſt D., die früheren Beſitzer, hatten ſie furchtbar vernachläſſigt; ſie war ganz mit Schmutz überzogen; man ſah kaum, daß es eine Veſta. — Jedenfalls aber war es ein großes Kunſtwerk. —

An welcher Türe des Palais die beiden Beobachter jetzt wohl lauſchen? — Vielleicht an der Tür des Bureaus. — Was ſahen ſie dann?

Je nun, ſie ſahen: in der Ecke ſtand die Statue der Veſta.

Vor dem Haus mit der Altane hielten reiche Equipagen; die Gräfin gab den Geſpielinnen ihrer Schwiegertochter ein kleines Dejeuner mit Lotterie. — Dejeuner mit Lotterie! Deliciöſe Idee!

Frau Wallner konnte nicht einmal gemeldet, viel weniger bei der Gräfin vorgelaſſen werden.

Und morgen?

„Da reiſte die gnädige Gräfin mit der jungen Fürſtin auf die Güter in Schleſien, wohin der junge Graf in acht Tagen zur Hochzeit nachfolgte.“ So erzählte der Bediente, der das Plateau trug.

Draußen vor Mariens Fenſter hing ihr graues Kleid zum Trocknen. Der Bediente hatte es ganz mit Sauce beſchüttet.

Und ſie wuſch das Kleid? Sie bewahrte den Fleck nicht zum Andenken? — Blutflecken ſucht man wohl zu vertilgen, aber Sauceflecken, gräfliche Sauceflecken auszuwaſchen . . .!

Mein Himmel, der Pöbel hat eben keinen Sinn und Verſtand!

VIII.

Der Winter war ſchon längſt gekommen. Der Schnee lag fußhoch in dem ſchmalen Höfchen; Marie wiegte ihr Kind auf den Knien. — In der Stube ſah es öde aus; die arme Frau hatte lange krank gelegen, da ward das Geld bald alle.

Freilich war ſie noch zweimal auf dem Bureau geweſen; aber das erſte Mal hatte der Herr Rat noch keine Antwort von der Frau Gräfin auf ſeine ſchriftliche Frage:

„Was Ihre hohe Entſcheidung inbezug auf die Witwe Wallner?“

Und das zweite Mal, gleich nach der Entbindung, ſchien er ſehr beſchäftigt, und da die Beſchäftigung keine Stickerin, ſondern leider Rechnungen, wie er ſoeben dem Schreiber verſichert: „Sehr unangenehme Rechnungen“ betraf, ſo war der Empfang des bureaukratiſchen Zahlenmannes einigermaßen kalt, und Marie traute nichts weiter zu fragen. Der Herr

Rat aber fügte dem Gelde noch die kurzen Worte hinzu: „Bis zur Entſchließung der gnädigen Gräfin brauchen Sie nicht wieder zu kommen.“ — Die letzte Hoffnung der ohnehin von der Niederkunft erſt halberholten armen Frau war dahin; ſie ſchleppte ſich mühſam nach Hauſe, wo eine Nachbarin ihre kleine Bernhardine hütete. Der alte Kopiſt, den ſie ſeit dem Auszug nicht wieder geſehen, ſei unterdes dageweſen, erfuhr ſie von dieſer, habe aber nicht warten können.

„Ach, wäre ſie nur früher gegangen, oder doch ſchneller! Herr Wilhelm hätte ſicher Rat geſchafft, oder Arbeit, oder . . .“ Sie quälte ſich noch ein paar Tage, dann wurde ſie ernſtlich krank; und als ſie wieder erſtand, da legte die alte Nachbarin, die während der Mutter Krankheit das kleine Mädchen gewartet, ſich hin und ſtarb.

Dazu der Winter, und ein ſtrenger Winter. Den Bernhard wollte ſie nicht mehr beläſtigen, weil er ſchon die Patenſtelle übernommen, auch jetzt ſelbſt ans Heiraten dachte, die anderen Kameraden hatten ſchon ſo viel bei der Leiche getan, Herrn Wilhelms Adreſſe wußte ſie nicht, Arbeit konnte ſie trotz aller Mühe, die ſie ſich deshalb gab, nicht finden, die zehn Gulden waren zu Ende; — da kam eben das Leihhaus an die Reihe. — Erſt ein Teil der Betten, dann die alte Uhr ihres Karl, ſeine Kleider, die roten Leuchter, die ſechs Taſſen und das Brett;

— das Beſte von Wäſche; — kurz alles, womit ihr Mann während einer dreijährigen Ehe die kleine Wirtſchaft geſchmückt. — Es war nie ein Feenſchloß, Mariens Wohnung, aber ſo wüſt wie jetzt hatte es ſonſt doch nicht ausgeſehen.

Die Witwe legte ihr Kind auf das Bett, ſchob ein Stückchen Holz in den kleinen Ofen, ſetzte ſich ans Fenſter und nähte.

„Alſo hatte ſie doch Arbeit?“

„Ja, ſeit geſtern; für ein kleines Gewölbe in der Vorſtadt grobe Tuchhandſchuhe zu nähen?“

„Und was bekommt ſie dafür?“

„Sie bekommt für jedes Paar — und mehr wie zwei Paar bringt ſie an einem Tage wegen der Störung durch das Kind nicht fertig, drei gute Kreuzer, wovon ſie noch die Auslagen für Band und Zwirn beſtreiten muß.“

„Drei Kreuzer! Das iſt freilich wenig, — das iſt . . .“

Man klopfte. Marie fuhr in die Höhe. Es war der alte Kopiſt.

Sie erzählte ihm alles! —

Der brave Mann ſchüttelte traurig den Kopf. „Schlimm, recht ſchlimm!“ ſagte er nach einer Weile halbleiſe. „Es ſchien ſich alles ſo gut anzulaſſen; ich hatte wirklich den beſten Mut. — Aber ſie gaben gleich anfangs zu viel, da hätte man ſchon denken können, daß die Sache bald aufhören würde. —

So auf einmal fünfzig Gulden; — das war ja ein förmliches Kapital."

„Freilich war's das. O Gott, ich bin ja auch so dankbar. Was hätte ich denn sonst bis jetzt anfangen sollen!"

„Hätten Sie's nur gleich gewußt, daß es damit und mit den drei Monaten sein Bewenden haben würde; — so aber haben Sie gar zu sehr darauf gerechnet. — Der Bernhard meinte immer: lange Zeit gäben sich die vornehmen Herrschaften nicht mit derlei Dingen ab. — Lieber ein tüchtig Stück Geld auf einmal — als stets neue Quälerei."

„Aber sie gaben mir ja doch regelmäßig durch ein volles Vierteljahr; — und dann; hätte ich nur Näherei bekommen. Viel Geld wäre mir gar nicht nötig gewesen. — Nur Arbeit und jemand, zu dem ich um guten Rat gehen konnte, wenn ich mir nicht selbst zu helfen wußte. Ja, ja, daß ich die gnädige Gräfin nicht gesprochen, das war das Allerschlimmste!"

„Meine liebe Frau Wallner, das mag freilich ganz wahr sein, aber unsereins spricht eben die vornehmen Herrschaften nicht so leicht: sie haben keine Zeit für das Unglück!"

„Ach, wenn die Frau Gräfin gewußt, wie schlecht es mir ergehen würde, sie wäre sicher so gnädig gewesen, mich vorzulassen; hat sie doch ohnehin so viel an mir getan. — Eine Verschwenderin

bin ich gewiß nicht, Herr Wilhelm! Aber seit dem September, wo das Unglück geschah, habe ich ja nichts verdient; und jetzt sind wir im Februar. Dazu meine Krankheit, der harte Winter, auf die Leiche hatte ich auch ein paar Gulden gezahlt, obwohl die Kameraden das meiste taten; da nahm das Geld, soviel mir's erst selbst schien, doch ein Ende — und seit sechs Wochen, — da trage ich denn alles aufs Leihhaus. — Nicht wahr, es schaut recht öde bei mir aus?"

„O nicht doch, liebe Frau Wallner, nicht doch, ich würde es gar nicht bemerkt haben."

„Nicht bemerkt haben? Ach! das sagen Sie nur so. Sie waren immer zu gut gegen mich, Herr Wilhelm!"

„Ich, zu gut?" erwiderte der Schreiber, dessen Stimme ein wenig bebte. — „War das vielleicht auch gut, daß ich seit dem Oktober nicht ein einziges Mal herausgekommen bin!"

„O, Sie waren ja einmal da!"

„Einmal, es ist wahr! Kurz nach Weihnachten; — aber ich sprach sie doch nicht. — Ich sah nur das Kleine, — die alte Frau zeigte es mir." —

„Die alte Frau ist auch tot, seit vierzehn Tagen."

„Auch tot! — Du lieber Himmel, daß doch immer alles Unglück zusammenkommt. — Aber jetzt soll's anders werden; besser, gewiß besser! Die

alte Frau ist wohl tot, aber der alte Freund lebt noch! — Denken Sie nur nicht schlecht von mir, weil ich den ganzen Winter weggeblieben bin."

„Von Ihnen, Herr Wilhelm, kann man ja gar nicht schlecht denken," sagte die Witwe begütigend, denn der alte Mann schien wirklich ganz aufgeregt.

„Wenigstens in Zukunft sollen Sie nicht mehr schlecht von mir denken. — Diesen Winter; — mein Gott, ich dachte ja, es ginge Ihnen gut und mußte schreiben und immer schreiben; von morgens bis in die sinkende Nacht: die neue Oper nämlich vom Herrn Hofkapellmeister. — Fünf lange Akte, mehr als vierhundert Bogen und Noten, o so viele Noten! dabei mußte es sauber geschrieben sein, fein und zierlich, denn es war zum Geschenk bestimmt für unsern allergnädigsten König. — Ja, ja, ich habe mich gezeigt; besonders in den Finalen. — Vierundzwanzig, sage vierundzwanzig Zeilen übereinander, und doch alles so deutlich; so deutlich! . . . der Herr Hofkapellmeister haben auch eine rechte Freude daran gehabt! Aber ich schwatze da und schwatze von lauter Dingen, die Sie wohl recht langweilen."

„Reden Sie nur, Herr Wilhelm! Ich höre Ihnen gar gerne zu."

„Ja, — was wollte ich doch sagen? Ach, von der Oper; — sehen Sie: da konnte ich beim besten Willen nicht ans Herauskommen denken. Einmal

gab ich der Aufwärterin meiner Wirtsfrau einen Zettel für Sie, weil ich wußte, daß ſie an einem Sonntag hier draußen einen Vetter beſuchte, aber ſie brachte den Zettel wieder und ſagte, ſie habe die Hausnummer nicht finden können. — Es war mir wahrhaftig leid; ich bekam ohnehin gerade ſo böſe Augen und mußte in der dunkeln Stube ſitzen. Das iſt eben nicht anders bei uns Schreibern. — Und dann, als es wieder beſſer war, da ging die Arbeit erſt recht an; da mußte ich die Oper noch einmal kopieren, auch die Auflegſtimmen dazu, und zwar fürs Theater. Ich gebe mich zwar eigentlich nicht gern mit den Theaterleuten ab, aber der Herr Hofkapellmeiſter wünſchten es, — nun — da war mir's ja auch 'ne Ehre. — Jetzt aber wird's nicht ſo viel zu tun geben, wenigſtens nichts ſo Dringendes. — Nun, wir wollen ſchon wieder gute Nachbarſchaft halten! Nicht wahr? Frau Wallner!"

„Nachbarſchaft?" fragte Marie erſtaunt.

„Das wundert Sie? — Ich dachte, ich hätte es Ihnen ſchon geſagt: war gerade beim Hausherrn und habe wieder mein altes Stübchen gemietet. — 's iſt allerdings etwas teurer, aber ich bin das meinen Augen ſchuldig; brauche durchaus gutes Licht."

„Gutes Licht, Herr Wilhelm!" ſagte Marie lächelnd. „Drüben iſt es ja nicht helle; Sie zogen, denke ich, gerade deshalb weg."

„Freilich tat ich das! — aber ich habe es recht bereut. — Mein neues Quartier war mir gleich zuwider. — Es war wohl helle, nur zu helle! Gott, die Sonne ſchien den ganzen Tag; ich konnte die Augen kaum aufbehalten! Für einen andern mochte die Sonne auch ſehr gut ſein, für mich aber taugte ſie ganz und gar nicht. — Es braucht eben jeder ſein eigenes Licht," ſagte der alte Mann, halb unbewußt zu Boden blickend. — „Jetzt aber will ich wieder fort, liebe Frau!" ſetzte er aufſtehend hinzu, „denn ich habe doch noch manches zu tun; morgen aber . . ."

„Schon morgen!"

„Ja, ja! — Meiner Wirtsfrau kanns nur lieb ſein; ihr Sohn iſt aus der Fremde zurückgekommen, da will ſie ohnehin die Stube je eher, je lieber wieder haben. — Alſo, — auf morgen, liebe Frau Nachbarin!"

„Auf morgen! — Aber wollen Sie nicht die Kleine anſehen?"

„Die Kleine? Ja, wenn ich ſie ſehen darf, das wäre recht ſchön!" ſagte der Kopiſt in einem ganz eigenen Ton. „Ach, da liegt ſie ja, die liebe Bernhardine!" fügte er flüſternd hinzu und trat mit der Mutter an das ärmliche Bettchen, wo das kleine Mädchen ſchlief.

„Um des Himmels Willen kommen Sie, beſter Philantrop! Meine Geduld iſt gänzlich zu Ende!

— Wenn man, wie ich, Doktor der Philoſophie, wird einem wahrhaft unwohl bei derlei rührenden Szenen."

„Nur noch einen Augenblick, lieber Herr Doktor! Ich muß durchaus hören, was der alte Mann von dem Kinde ſagt. — Wie das ſo ſtill und ruhig auf dem Bettchen liegt, wie es jetzt auf einmal die Augen aufſchlägt und den guten Alten groß und verwundert anblickt. Wahrhaftig, ich möchte . . ."

„Mögen Sie, was Sie wollen, aber kommen Sie nur jetzt; oder — Sie dürfen ſobald nicht wieder in meine Nähe! Ich bin ja auch kein Unmenſch. — Ich ehre die Armut, ich ſchätze ſie, obgleich ich durchaus nicht arm zu ſein wünſche, — aber die Betten der armen Leute, — vor denen habe ich einen wahren Abſcheu! — das grobe Leinzeug, die bunten Ueberzüge, das viele Stroh; — ich glaube wirklich; ich fühle ſchon das Stroh unter meinem etwas empfindlichen Rücken. — Nein, mit dem Menſchen iſt's rein zum toll werden; da ſteht er richtig noch am Fenſter und lauſcht dem Iffländiſchen Familiengewinſel, während ich mir hier faſt die Füße erfriere. — Kommen Sie endlich, Sie ſaumſeliger Menſch."

„Ach, lieber Herr Doktor, ſeien Sie nur nicht böſe, aber es war gar zu hübſch, gar zu rührend."

„Nun, was war denn ſo rührend?"

„Der alte Mann vor dem Kind, lieber Herr! Der alte Mann vor dem Kind! — Sehen Sie, Herr Doktor, er freut ſich und er freut ſich auch nicht! Warum er ſich freute, das hatte ich gleich weg, aber was ihn wieder bei dem Anblick des Kindes zu verdrießen ſchien, das wollte mir erſt nicht recht deutlich werden. Aber jetzt — jetzt habe ich es doch heraus; jetzt weiß ich es ganz genau! Sie ſehen mich an? Gewiß dachten Sie eben an . . ."

„Ich dachte an Schelling —"

„An Schelling? — Iſt das auch ein Kopiſt?"

„Schelling ein Kopiſt? Mein Herr, Sie werden beleidigend! — Ein Philoſoph iſt Schelling; ein großer Philoſoph! — Faſt ſo groß wie ich! — Wahrhaftig, Sie ſollten Schelling hören, um zu begreifen . . ."

„Ach nein, Herr Doktor! Ich will den Mann lieber nicht hören; ich habe an Ihnen ſchon genug!"

„Schon genug? — Mein Herr, ich weiß gar nicht, wie Sie mir vorkommen!"

„Iſt das wieder nicht recht geſagt? Lieber Herr Doktor, mit Ihnen iſt's heute gar ſchwer reden; ich bin auch ſchon ſo ſtutzig und verblüfft, als hätte ich eben Ihren großen Schilling gehört!"

„Schelling! Schelling! — nicht Schilling! — Mir ſcheint, es beliebt Ihnen heute taub zu ſein

„Ach, ganz und gar nicht, Herr Doktor, ganz und gar nicht, aber was weiß ich von der Philosophie? — Nichts? — Da konnte ich auch nichts von Schilling — Schelling wollte ich sagen — wissen. Sehen Sie mich nur nicht gleich wieder so böse an, daß ich immer auf den Schilling komme; daran ist einzig und allein eine Geschichte schuld, die ich einmal gelesen, die war gewiß und wahrhaftig von Schilling und hieß: „Der Mädchenhüter", ich dachte nur erst, das wäre vielleicht derselbe."

„Warum nicht gar!"

„Gut, Herr Doktor, gut! Ich werde mir's merken. Sind Sie aber nun auch gewiß nicht mehr böse?"

„Nein! nein! — Lassen wir die Sache aber jetzt ruhen; erzählen Sie lieber Ihre Geschichte von dem alten Schreiber zu Ende." —

„Meine Geschichte von dem alten Schreiber? Ja, sehen Sie, Herr Doktor, er freut sich über das kleine Mädchen und er freut sich auch nicht. Fast schien es — ach, das war's ja nicht, was ich eigentlich erzählen wollte. Nein! — Von dem Gelde wollte ich reden, von dem Gelde. — Der alte Mann wollte nämlich der Frau Wallner gar zu gern etwas Geld geben, weil er wohl sah, wie sehr sie's brauchte, aber — werden Sie es glauben? — er bekam die Worte nicht über die Zunge, das Geld nicht aus der Tasche. Ich merkte freilich, wo er hinaus wollte,

allein wie ihm helfen, das wußte ich auch nicht. Einmal war ich nahe daran, Sie zu rufen, Herr Doktor! Sie hätten ihm gewiß geholfen mit der Philoſophie, aber er half ſich endlich doch ſelbſt, der gute Alte! Half ſich ohne Philoſophie; half ſich — mit dem Herzen! — Ja, ja, wenn Sie auch lachen, er half ſich mit dem Herzen. Und wiſſen Sie wie? Wahrhaftig recht klug: er bat nämlich, Frau Wallner möge ihn doch wieder wie früher in die Koſt nehmen, denn ins Wirtshaus zu gehen, wäre ihm wirklich unmöglich, auch verſäume er dadurch zu viel an ſeiner Schreiberei; und da er jetzt gerade bei Gelde ſei, wolle er — dies ſagte er ſehr ſchnell — gleich heute für die erſte Woche vorausbezahlen, da er es ja ſonſt auch ſo gehalten. — Nun, Herr Doktor, war es nicht das Herz, das ihm half? — Die Leute würden ja, ſetzte er hinzu, wohl keinen Anſtoß daran nehmen bei ihm alten Mann, worauf die Witwe meinte: Anſtoß könne man freilich nicht daran nehmen, es wäre nur — aber das Geld lag ſchon auf dem Tiſche und der alte Burſche war zur Tür hinaus, ehe die Frau wußte, wo er hingeraten. Und ich —"

„Nun?"

„Ich wußte jetzt, daß der arme Schreiber es viel lieber, ach, viel, viel lieber geſehen hätte, wenn Frau Wallner einige Zweifel gehegt, ob es nicht doch etwas anſtößig ſei, ihn in die Koſt zu nehmen.

Und darum, eben darum hatte er ſich auch über das Kind nur halb gefreut. 's war — Sie mögen ſagen, was ſie wollen — 's war ſo 'ne Art von — Eiferſucht!"

„Ei, Sie ſind ja entſetzlich ſcharfſichtig geworden, mein lieber Philanthrop!"

„Finden Sie das wirklich?"

Der Philoſoph zuckte die Achſeln, nickte, ohne ein Wort zu ſagen, vornehm grüßend mit dem Haupt und verſchwand in einer Seitenſtraße.

„Der Herr Doktor war heute wieder recht ſchlechter Laune," ſeufzte der Menſchenfreund. Mein Himmel, wenn einem die Philoſophie nicht einmal davor ſchützt, vor was ſchützt ſie einen denn? Ich dachte mir gerade; die Herren Philoſophen wüßten nichts von Zorn und Aerger, von Sorge und Gram, hätten in allen Lebensverhältniſſen immer und immer dieſelbe angenehme gleichmäßige Temperatur, ungefähr wie die Zimmer in einer öffentlichen Badeanſtalt. — Wer weiß, am Ende iſt der Herr Doktor gar kein rechter Philoſoph!"

Der alte Wilhelm packte zu Hauſe ſeine wenigen Sachen für den Umzug.

„Ja, ja," ſagte er, den Holzkoffer bedächtig ſchließend; „'s iſt recht ſchlimm, wenn die Vornehmen auch geben, ſo wiſſen ſie doch nicht, wie

man gibt!“ Dann löſchte er die kleine grüne Blechlampe und legte ſich zu Bett, denn es war kalt in ſeiner Stube.

„Wie er wohl ſchlief, der alte Mann?“

„Er ſoll geträumt haben.“

„Wirklich? — Von was denn?“

„Von amor felice.“

„Von der Cavatine?“

„Nein, nicht von der Cavatine; von amor felice.“

„Nun ja, das iſt eben die Cavatine.“

„So! — amor felice iſt eine Cavatine? Das wußte ich nicht!“

IX.

Die Schneeglöckchen blühten; es war Frühling. Freilich hatten's die Vögel noch nicht jubelnd publiziert, freilich lag am Rande schattiger Wege noch eine leichte Schneekruste, freilich sahen die Bäume noch dürr und kahl aus, aber die Kinder wußten's doch, daß es Frühling; und nicht nur die Kinder in Frohdorf, sondern auch die Stadtkinder wußten's, die doch derlei Dinge immer viel später erfahren.

Woher kam denn die Kunde?

Von einem Schmetterling. Ja, ja, von einem Schmetterling, der schon vor vier Tagen ganz lustig und munter in des Herrn Schulmeisters Garten erschien, daselbst um alle kleinen Blumenbeete, ich glaube, es waren deren sechs, wenigstens eine Viertelstunde unermüdet herumgaukelte, und endlich, da er außer zwei dürftigen, eben erst aus der Erde gebrochenen Königskerzen gar nichts für seine Lieb-

haberei Passendes vorfand, dem Herrn Schulmeister mehrere Male ziemlich respektwidrig um die Nase herumtanzte und sich empfahl.

Der Herr Schulmeister hatte dies Ereignis natürlich in der Nachmittagsstunde gleich seinen Schülern erzählt und bald ging die Nachricht von Munde zu Munde: der Frühling ist da.

Auch bei Frau Wallner war es Frühling, oder doch Frühlings Anfang.

Die kleine Bernhardine gedieh zusehends, sie selbst hatte durch Herrn Wilhelms Bemühen Arbeit, mit ihrer Gesundheit besserte es sich täglich, so fand Marie wieder Mut zum Leben, ja, des Kindes wegen fast Freude am Leben.

In der Stube sah es auch gar nicht mehr so öde und wüst aus; die alte Uhr hing an ihrem Platz, die sechs Tassen standen wie sonst auf der Kommode, nur die Leuchter fehlten noch, im Fenster aber blühten zwei duftende Hyazinthen. — Der alte Kopist hatte die Sachen nach und nach vom Leihhaus eingelöst, der alte Kopist hatte die Blumen gezogen; mit einem Wort: er hatte ganz und gar als guter Genius fungiert. — Wo aber war der gute Genius? — Eben trat er in seine Stube; er war in der Stadt gewesen, um beim Herrn Domkantor die Solostimmen zu der großen Kirchen-Cantate abzuliefern, die morgen am „stillen Freitag" von den ersten Sängern der Residenz aufgeführt werden sollte,

„Morgen am ſtillen Freitag? — Da wäre ja Gründonnerstag!“

„Natürlich! Sehen Sie nur durch Herrn Wilhelms Fenſter in den großen Garten hinaus und Sie werden gleich wiſſen, ob es wirklich Gründonnerstag.“

„Was iſt denn das für ein Garten? und was gibt es denn da zu ſehen?“

„Was für ein Garten es iſt, den der Schreiber von ſeinem Fenſter aus überſchaut, ich weiß es nicht genau, glaube aber: er gehört einem wohlhabenden Bürger in der Stadt. Was es aber zu ſehen gibt? — O gar Hübſches! — Kleine, muntere Knaben mit Fröhlichkeit im Herzen und in den Zügen, ſanfte, ſchöne Kinderaugen, die unſchuldig und unbefangen in die Welt blickten, friſche, blühende Farben, kleine, zierliche, mit blanken, prächtigen Stiefelchen oder Schuhen verſehene Füße, die ein beſonderes Vergnügen daran zu finden ſcheinen, ihre zwar intereſſanten, aber doch eine gewiſſe Familienähnlichkeit bekundenden Porträtabdrücke in den feuchten Sandwegen zurückzulaſſen, weiße, ſaubere Hemdkragen, woran aber ſehr hübſche, wirklich beneidenswert hübſche, kleine Halstücher, die vor Erkältung ſchützen ſollen; noch wärmere, dicht zugeknöpfte Jacken und Röcke, von ſo unendlich feinem Tuch, daß der gute Herr Wilhelm gewiß nie ſo feines getragen. — Das alles iſt draußen im Garten

zu ſehen! — Und zu hören gibt es: ein Jauchzen, ein Lachen, friſch und übermütig wie es nur die Jugend hat. Warum hätten die Knaben auch nicht jauchzen ſollen, galt es doch die rot und gelben oder wohl gar mit ſchönen Reimen geſchmückten Oſtereier zu ſuchen, die in dem ganzen Garten umher verſteckt waren.

„In dem kahlen Garten; wo noch faſt nichts blühte? Mein Himmel! Wie kann man da Eier verſtecken? Das iſt ja rein unmöglich!“

„Nein, ganz und gar nicht! Es geht vortrefflich! Man ſteckt ſie in den Buxbaum, der die Beete einfaßt, ſteckt ſie unter umgeſtürzte leere Blumentöpfe, zwiſchen das Moos, das um kleine, zarte oder kranke Bäumchen gebunden, oder man ſteckt ſie zwiſchen das Pfirſichſpalier, legt ſie auf das Dach des Brunnenhäuschens, hinter das große Waſſerfaß an der Mauer, ja man gräbt ſie wohl gar in den Sandhaufen, der dicht an der Gartentür aufgeſchüttet iſt. — Nicht wahr, Sie haben nicht gedacht, daß es in einem kahlen Garten ſo viele Plätze gäbe, um bunte, gemalte Eier zu verſtecken!“

Aber während die munitere Knabenſchar geſchäftig und froh jedes Räumchen muſtert, jeden Winkel durchſtöbert, kehren wir mit unſerer Erzählung zu der Witwe zurück.

Marie packte ihre Arbeit zuſammen, gab dem Kind zu trinken und legte es dann, nachdem es eingeſchlafen, wieder auf das Bett.

„Gott ſei Dank, jetzt ſteht es doch etwas beſſer um uns!“ dachte ſie, mit liebevoller Sorge die Kleine in dem weichen Polſter zurecht legend. „Und wenn mir Gott nur das Kind läßt, ſo will ich ja gern arbeiten, Tag und Nacht. — Dieſe Woche war aber auch eine gute Woche. Seit Sonntag acht Paar Handſchuhe genäht; das macht ein ganz hübſches Sümmchen. Ja, mit den feinen Lederhandſchuhen iſt's freilich ganz etwas anderes als mit der groben Arbeit, bei der war ja gar, gar wenig Verdienſt. — Aber wäre Herr Wilhelm nicht geweſen, ich hätte nun und nimmermehr die Kundſchaft des Herrn Hubert bekommen; 's iſt ja einer der erſten Fabrikanten in der Stadt! Gott mag es Herrn Wilhelm vergelten, was er an mir und der Kleinen tut! — Mein armer Karl, warum hat er auch fort gemußt von uns!“ — Sie ſtrich ſich mit der Hand über die Augen, ob um das Haar zu glätten, ob um eine Träne wegzuwiſchen, ich weiß es nicht. Dann nahm ſie den alten wollenen Shawl um, band die ſchlichte kleine Haube feſt, blickte noch einmal nach der ſchlafenden Bernhardine und ging hinüber zu dem Schreiber. —

„Wollen Sie mir nicht Ihr neues Tuch zum Säumen geben, Herr Wilhelm?“ fragte ſie, bei dem Kopiſten eintretend.

„Sehr gern, liebe Frau Wallner!“ erwiderte dieſer, indem er das Fenſter ſchloß und den uns ſchon bekannten Koffer, der ihm als Kommode diente,

bedächtig öffnete. „Sehr gern! Da ist es ja! — Sie sind wirklich gar gütig! Es hat übrigens keine Eile damit; nein, nicht die geringste Eile! Aber — da wir nun schon einmal von schwarzen Tüchern reden — so — ich sollte wohl nichts sagen, — allein ich meine doch: Sie könnten jetzt wieder ein buntes Tuch umnehmen, beste Frau! Sie denken dadurch nur noch mehr an — an . . ."

„An den Karl, wollen Sie sagen?"

„Ja, an den Karl — das meinte ich!"

„Ich würde auch mit dem bunten Tuch an ihn denken, lieber Herr Wilhelm! Darum lassen Sie es mich so lange tragen wie irgend möglich. — Das graue Kleid ist ohnehin schon sehr schadhaft, und dann kommt ja das bunte Zeug an die Reihe, ich mag wollen oder nicht!"

„Sie nehmen mir meine Aeußerung aber doch nicht übel?"

„Gewiß nicht, Herr Wilhelm, gewiß nicht! — Aber was gibts denn draußen im Garten, daß Sie immer hinaus schauen?"

„Kommen Sie nur her und sehen Sie selbst. Man wird ordentlich wieder jung; ich alter Bursche könnte trotz meiner fünfzig Jahre (der gute Herr Wilhelm log hier ein wenig, denn er war eigentlich schon dreiundfünfzig) wahrhaftig selbst noch mit dem größten Vergnügen Ostereier suchen. Meiner Treu, das könnte ich!"

Marie trat ans Fenſter.

Die muntere Knabenſchar zog eben in militäriſcher Ordnung vorüber, denn das Feſt war zu Ende, der Kaffee im kleinen, warmen Gartenhaus war getrunken, der Kuchen gegeſſen, die ſchönen bunten Eier in Sacktücher und Taſchen verpackt, und nun ging's zur Stadt zurück, denn die Abendſtunden waren natürlich noch zu kühl um ſie im Freien zu verleben.

Ein großer ſchlanker Knabe ſpielte den kommandierenden General und der uns nicht ganz fremde „blonde Fritz" mußte trotz ſeiner Trägheit als Adjutant fungieren; er trug in dieſer ſeiner Würde einen kleinen krummen Säbel und eine Patronentaſche von wirklichem veritablem Leder, während ſein Federhut dagegen nur von Papier war, von wirklichem veritablem Zeitungspapier. Als der „blonde Fritz", der ſich auf dieſe Equipierung ſehr viel einbildete, bemerkt hatte, daß er vom Fenſter des Herrn Wilhelm aus beobachtet werde, ließ er ſein Pferd, natürlich ein wirkliches veritables Steckenpferd, aufs anmutigſte courbettieren; ſprengte, obgleich der erwähnte Säbel ihm beſtändig zwiſchen die kleinen runden Beine kam und die Eier in den Taſchen aneinander ſchlugen und zerbrachen, dennoch mehrere Male an der Front auf und ab, und ſchenkte endlich, angefeuert von dem Beifall, welchen ihm Mariens Lächeln zu gewähren ſchien, mit ritterlicher Courtoiſie grüßend den papiernen

Federhut. — Sonderbarer Zufall! Der Hut des Knaben war aus derſelben Nummer des Reſidenzblattes gemacht, in welcher der Aufſatz über Graf Egon, in welcher Karl Wallners Todesanzeige geſtanden.

Der Adjutant courbettierte noch immer; da blies Kohl-Fränzchen in die Trompete und Fritz jagte, ſeine Trägheit vergeſſend, von dannen.

„War denn Kohl-Fränzchen auch da?"

„Ja! — Seine Mutter hatte die Kräuter liefern müſſen, mit denen man die ſchönen Eier vor dem Sieden umwickelt, um ſie auf dieſe Weiſe noch unendlich ſchöner zu machen, da hatte man ihn denn der mütterlichen Verdienſte wegen nicht nur beim Feſte zugelaſſen, ſondern ihn ſogar zum Stabstrompeter ernannt."

„Und der andere Knabe? — Sie wiſſen ſchon; — der, welcher den Baum ſo ſchön fand . . .!"

„Er iſt auch da!"

„O, ſo laſſen Sie uns ihm nacheilen, ich möchte ihn gar gerne wiederſehen! Kommen Sie raſch . . .!"

„Iſt nicht nötig! Dort tritt er eben aus dem Gartenhaus."

In der Tat er war's. Wohl ein wenig gewachſen, aber noch ganz ſo lieb und kindlich wie damals.

„Hörſt du, wie das Kohl-Fränzchen bläſt?" ſagte der ältere Mann, der neben ihm ging.

„Ja, wohl höre ich's! — Aber er wird mir meine Trompete verderben; gewiß, das wird er. — Ich hätte ſie doch lieber der Marie ſchenken ſollen. Du weißt doch noch, ich meine . . ."

„Du meinſt die Frau des Karl Wallner, der beim Bau verunglückt."

Und der den Baum ſo ſchön geputzt hatte mit dem roten Band. — Sieh mal die Frau da am Fenſter.!"

„Das iſt eben die Marie, von der du ſprichſt."

„Ach! Iſt ſie das? — Hat ſie denn das Band noch?"

„Gewiß! Sie trägt es immer."

„Wo denn, Vater? Das Band an ihrer Haube iſt ja ſchwarz."

„Es iſt nur ſchwarz gefärbt, mein Kind! Zur Trauer an ihren Mann; ſonſt war es das ſchöne glänzende Band; das dir ſo gefiel." —

„Ach, wie ſchade! Ich hätte gar zu gern noch einmal die prächtige rote Farbe geſehen."

„Das ſollſt du, lieber Junge! Ein Stückchen hat die Frau von dem roten Band ſich aufgehoben; ich will dich zu ihr führen und ſie mag es dir zeigen."

„Ach ja, ich bringe ihr dann den Kuckuck und auch von meinem Kuchen. — Iſt es groß das Stück Band, das die Marie aufgehoben?"

„So groß etwa wie meine Hand."

„Ach, das iſt ſehr klein, Vater!“

„Freilich, mein Kind! Aber glaube mir: man behält von einer frohen, glücklichen Zeit meiſt nur ein kleines, armſeliges Erinnerungszeichen!“

Der Knabe ſah mit ſeinen dunklen Augen verwundert empor. — Marie war in ihre Stube zu dem Kinde zurückgekehrt, und ſäumte an dem Tuch, der Kopiſt ordnete ſeine Bogen zum Schreiben, in der Ferne aber tönte hell und luſtig Kohl-Fränzchens Trompete.

Nicht nur weil es dem Leſer vielleicht auffallen dürfte, daß in dem letzten Teil dieſer Skizze die „Anmerkungen des Setzers“ gänzlich fehlen, ſondern auch weil wir ſelbſt gar oft dieſen Anmerkungen ſtillſchweigend beipflichten mußten, geben wir die Nachricht von dem plötzlichen, bedeutenden Erkranken des früheren Setzers und Verfaſſers eben jener Bemerkungen.

Wir wünſchen übrigens um ſo mehr die baldige Wiederherſtellung des braven Mannes, als derſelbe in jeder Hinſicht die größte Achtung und wärmſte Teilnahme verdient. — Wenn wir über die perſönlichen Verhältniſſe desſelben hier nichts Näheres anführen, ſo geſchieht es nur, weil wir keinen Grund ſehen, wie die neuen Memoirenſchreiber, Privatſachen und Familienangelegenheiten, einzig und allein zur Füllung der Seiten, rückſichtslos in die Oeffentlichkeit zu ziehen.

Der Verfaſſer.

Es iſt ja nur der eine Tag.

„Sechs Tage ſollſt du arbeiten und alle deine Dinge beſchicken;

Aber am ſiebenten Tage iſt der Sabbath des Herrn, deines Gottes. Da ſollſt du kein Werk tun, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch dein Fremdling, der in deinen Toren iſt."

2. Moſe 20, 9. 10.

I.

„Etwas gibt es, Graf Erwin! Etwas, das haben die Vornehmen doch nicht; das haben auch Sie nicht!“

„Und das wäre?“

„Der Sonntag!“

„Der Sonntag? O mein Gott, den habe ich nur zu ſehr, nur gar zu ſehr! Habe ihn mit ſeinen vierundzwanzig langen, endloſen Stunden.“

„Ja, ſehen Sie, lieber Graf, das meine ich eben: Sie haben den Sonntag mit — wie ſagten Sie doch? „mit ſeinen vierundzwanzig langen, endloſen Stunden!“ Ich aber meine den andern Sonntag.“

„Welchen andern, pour l'amour de dieu? Die Sonntage ſind ſich ja alle gleich, horribel gleich; das heißt: horribel langweilig. In die Kirche kann man doch unmöglich gehen in unſern proteſtantiſchen

Staaten. Es ist ja durchaus nicht Mode. In katholischen Ländern, in Italien, in Spanien, — ja da besucht man wohl die Messe, hört die Musik, das „Stabat", mustert das neue Schnupftuch, das die heilige Jungfrau von irgendeiner Gläubigen zum Geschenk erhalten, riecht den Weihrauch, sieht die Toiletten der Frauen, sieht — was mir noch lieber ist, — die Augen der Frauen. Man kniet neben einer „Schönen", ich meine neben einer wirklich Schönen, — man flüstert ein paar Worte, — die Dame sieht auf, dann nieder, — dann wieder auf; und — die Intrigue ist fertig. Das lasse ich mir doch noch gefallen. Hier, o mon dieu! ist so etwas ganz unmöglich. Hier ist alles so trocken, so kalt, so trostlos. — Und die Prediger! Nun, die sind gar nicht zu ertragen, sind förmlich exécrable! Höchstens der eine, den Konsistorialrat Windmüller, den mag ich nicht übel leiden. Wenn er nur nicht gerade Windmüller hieße. — „Windmüller!" — Das ist ja doch wieder ein Ridikül."

„Aber der neue Prediger?"

„Der neue? O der ist eine förmliche „Unmöglichkeit" für mich! Er gleicht ja Viktor Hugo auf eine Weise, daß es wahrhaft unanständig."

„Sie gehen also nie in die Kirche?"

„Doch, doch! Erst kürzlich bei dem Gottesdienst der neuen Sekte —"

„Und in Ihrer Kirche, wann waren Sie da?"

„In meiner Kirche? — O neulich, lieber Freund! Gewiß erſt neulich! — Laſſen Sie mich nachdenken: ja, ganz recht, bei der Trauung meiner Schweſter Euphemie!“

„Das werden im nächſten Monat zwei Jahr.“

„Zwei Jahr? — Parbleu! das hätte ich nicht gedacht! Aber zwei Jahre, die ſind auch ſo ſchnell herum. Sie ſehen ſchon: zum Kirchengehen bin ich verdorben. — Nun, nun — zittern Sie deshalb nicht für meine arme Seele; ich bin im Grund ſo ſchlimm nicht. Manchmal ging ich wirkich gern, denn ich bin Sonntags, beſonders vor Tiſch, immer der ſchlechteſten Laune. Aber es läßt ſich eben nicht arrangieren, ſchon deshalb nicht, weil gerade Sonntags meiſt mein Vetter Stanislaus aus dem Kadettenkorps zu uns kommt, wo ich dann den père de famille ſpielen muß, denn mein lieber Papa gibt ſich nicht beſonders viel mit jungen Leuten ab. Sie können mir's glauben: ich wünſche den Burſchen ohnehin oft zu allen Teufeln. Wie ſoll ich am Sonntag ihn amüſieren, da ich ſelbſt vor Langeweile ſterbe. — Die Konditoreien und Reſtaurants ſind während der Kirche verſchloſſen, ebenſo die Cafés; ich kann daher weder Kuchen, noch Naſchwerk, noch Journale ſchaffen. Die Läden aber ſind den ganzen Tag geſperrt und vom „flanieren“ alſo ebenfalls keine Rede. Will ich in der Verzweiflung dem Jungen etwa eine Zigarre geben, ſo braucht nur

Pierre am Samstag vergessen zu haben, daß mein Vorrat zu Ende, — und wir können auch nicht rauchen. — Ist das nicht zum Tollwerden?"

„Sehen Sie, Graf Erwin, wie sehr ich recht habe, zu behaupten: die Vornehmen hätten nur den Sonntag mit seinen vierundzwanzig endlosen Stunden, nicht aber den glücklichen frohen Sonntag, den Sonntag, an dem die Familie sich vereint, an dem man die Sorgen der ganzen Woche vergißt, an dem man sich ausschlafen, an dem man beten, sich satt essen, ja sogar sich müde gehen kann! O Sie wissen nicht, lieber Graf, wie die kleinen Fabrikkinder froh sind, wenn der Tag da ist, wo sie nicht früh aus dem Schlaf gerüttelt werden, wo sie in den Spinnereien nicht zwischen dem knarrenden Räderwerk herumkriechen, nicht bis in die späte Nacht Wolle zupfen, nicht für die vornehmen Leute die garstigen Zigarren machen müssen: Sie wissen nicht, wie sie jubeln, die armen, bleichen Wesen, wenn man ihnen Sonntag das kleine, grobe, aber frisch gewaschene Hemdchen anzieht, wenn sie draußen vor der Türe in der Sonne liegen, oder mit den beiden Brüdern und Nachbars Röschen „Ringel, Ringel, Rosenkranz" spielen dürfen. Sie kennen nicht das Jauchzen bei Tisch, wo sie alle dem Vater auf den Schoß klettern wollen, wo sie wieder und immer wieder ihren kleinen Teller der Mutter hinreichen dürfen. „Der guten Mutter, die so viel, so sehr

viel zu eſſen gibt! Das alles wiſſen Sie nicht, Graf Erwin!"

„Aber mein Gott, was gehen mich die ſchmutzigen Fabrikkinder an? Weshalb ſollen wir leiden, damit die Kanaille ſich amüſieren kann? Denn allerdings haben Sie recht, — der Sonntag gehört uns nicht. Aber warum gehört er uns nicht? — Ich frage warum nicht? Wir wollen uns auch amüſieren, wollen auch froh ſein!

„So ſeien Sie froh mit den andern, lieber Graf!"

„Soll ich etwa auch „Ringel, Ringel, Roſenkranz" ſpielen?"

„Nein, Graf Erwin! Sie ſollen an dem Tag den andern Freude bereiten und dadurch ſelbſt froh ſein."

„Freude bereiten? — mein Himmel, das tue ich ja. Ich habe erſt am letzten Sonntag den Pierre ins Theater geſchickt und mich deshalb zum Diner beim Kriegsminiſter eine Stunde früher ankleiden müſſen. Aber mir bringt das keinen Nutzen. — In den öffentlichen Gärten und Etabliſſements können Leute aus der Geſellſchaft ſich am Sonntag nicht ſehen laſſen; überall macht ſich das Volk breit. Man kann kaum abends im Theater in ſeiner Loge erſcheinen, weil der Pöbel vor Anfang der Vorſtellung ſo entſetzlich lärmt, während des Stückes ſo viel ſchreit, klatſcht, heult, oder vielmehr wiehert,

weil die Tänzerinnen ihre Beine für Parterre und Gallerien ſo unanſtändig werfen, die Komiker ſo ſchrecklich platte Späße machen, daß man beſonders in Damengeſellſchaft förmlich dans l'embarras iſt. — Und nicht einmal ſpazieren reiten kann man. Von den Kommis, die auf alten Roſinanten umhertraben, ſage ich ſchon kein Wort, aber in den Frühſtunden kann man ja gar nicht vor die Stadt. — Will man zum Obertor hinaus, ſo geht der Weg am Dom vorbei, es iſt Kirche und die Straße mit einer Kette geſperrt. Will man über die Brücke, ſo liegt da wieder die Magdalenenkapelle, und abermals iſt es unmöglich, vorwärts zu kommen. Das iſt denn doch zu arg!"

„Aber Sie haben ja ſechs andere Tage zum Reiten; weshalb wählen Sie gerade den Sonntag?"

„Weil ich mit ſechs Tagen nicht zufrieden bin, weil ich ſieben haben muß, haben will, haben werde! — Weil es eine Ungerechtigkeit des Himmels iſt! Weil . . ."

„Sie wollen alſo dem lieben Gott ihre Not klagen?"

„Ja, das will ich!"

„Dann müßten Sie mit dem Volk in die Kirche gehen."

„O, es gibt noch andere Wege!"

„Nein, beſter Graf! Beim lieben Gott gibt es keine andern Wege. Da gilt kein Stempelbogen, gilt keine Protektion, kein ſchriftliches Wort!“

„Nun, ſo kann ich ja ſprechen!“

„Zu Gott ſprechen, das heißt: beten. — Sie wollten alſo beten?“

„Warum nicht! — Wenn's nicht anders geht!“

„Lieber Graf, ich möchte wohl etwas entgegnen, aber es wird Sie bös machen.“

„O, mein Beſter!! Sie dürfen ſich ſchon ein Wort erlauben; das iſt Ihnen nicht neu.“

„Wirklich? Nun denn, wiſſen Sie wohl, Graf Erwin, ich denke immer: Sie haben nicht ſonderlich oft gebetet.“

„Doch, mon ami! Früher, — als Kind! — das iſt allerdings etwas lange her, aber —“

„Kennen Sie wohl einige Gebete?“

„Welche Frage? Eine Menge? — Warten Sie nur; ich werde mich beſinnen. Ja — was doch gleich, nun: das „Vaterunſer“, — das Gebet aus der Stummen von Portici.“

„Das iſt eigentlich ein Muſikſtück, beſter Graf!“

„Das ſcheint mir doch im Grunde dasſelbe.“

„Nicht ganz!“

„Sie ſind aber auch ſchrecklich difficile, lieber Freund! Doch haben Sie nur Geduld, mir fällt gewiß noch etwas ein; bei meiner Bonne mußte ich ja ſonſt jeden Abend beten. — Es iſt nur mein

verwünſchtes Gedächtnis, das mich wieder im Stich läßt. — „Mon dieu“ — Nein — „Mon père“ — richtig, richtig. Alſo: „Mon père, je te donne mon coeur, je . . . je . . .“

„Quälen Sie ſich nicht, beſter Graf! Ich glaube es ja nun ſchon, daß Sie beten können.“

„Non, non, mon ami! Sie glauben es nicht, das ſehe ich wohl.“

„Doch, doch! Ich glaube es gewiß! Wenn Sie auch nicht mit Worten beten, im Herzen beten Sie ſicher zuweilen — und wäre es auch nur unbewußt. — Aber nicht wahr, Sie laſſen nun auch dem Armen, dem Arbeitenden, den Sonntag; den glücklichen, die ganze Woche erſehnten Sontag? Wollen ihn nicht mehr für ſich haben? Nicht mehr als Eigentum der Vornehmen in Anſpruch nehmen?“

„Mais vraiment mon cher! Je ne vous conçois pas! Qu'est ce que cela vous ferait? — Ich verſichere Sie übrigens: die Leute laſſen ihn ſich gar nicht nehmen, den lieben Sonntag. Sie verteidigen ihn ganz teufelmäßig. Von allen jenen Arbeitern, denen wir das Jahr hindurch Hunderte, ja Tauſende zu verdienen geben, rührt am Sonntag kein einzier auch nur den Finger für uns. — Erſt neulich, — ich wollte mit meiner Kouſine ausreiten; — Sie lächeln? Aha, ich errate! Sie meinen wohl: ich hätte einen andern Tag wählen können? — Nun gleichviel! Wir wollten nun einmal am Sonntag

ausreiten, wollten die ſchweren Ketten, die Straßenketten nämlich, ſprengen, das heißt, durch ein Trinkgeld ſprengen und hinaus nach Schloß Schönburg. Das Wetter war auch gar zu prächtig; ein wahrer Goldſonnenſchein! Und Hedwig, es iſt ſchade, daß Sie Hedwig nicht kennen, ſah in ihrer Amazone mit der kleinen Kravatte, dem runden Hut, wirklich fabelhaft ſchön aus. — Cenerentola aber, Cenerentola übertraf ſich ſelbſt an Jubel und Luſt, ſie tanzte vor Uebermut förmlich im Hofe umher. Wirklich hinreißend war ſie, die göttliche Cenerentola! — Aber Sie hören ja nicht!“ —

„O gewiß höre ich! Sie wollten mit ihren Kuſinen Hedwig und Cenerentola nach Schloß Schönburg und waren beſonders über Cenerentolas Amazone und Caſtorhut entzückt.“

„Ueber Cenerentolas Caſtorhut? Allerliebſt! Cenerentola iſt ja meine Vollblutſtute! Wahrhaftig, ich muß mich bedanken für die Verwandtſchaft, die Sie mir da aufbürden! — Mais sans rancune! En avant! au fait de mon récit: Plötzlich, in demſelben Augenblick, da ich Hedwig aufs Pferd heben will, reißt an ihrem Sattelzeug der Untergurt. — Was nun beginnen? Die Partie aufgeben? Mais pas, pour tout au monde! — ainsi je me décide vite! — Der Friedrich muß abſatteln, den Patienten, ich meine den Sattel, auf die Schulter nehmen und hinüber zu Meiſter Werner laufen. Sie wiſſen,

Werner iſt mein Horse-tailor, Costumier-equestre, mit einem Wort: mein — wie ſage ich doch gleich? — mein Pferde-Satellit. — Pferde-Satellit! Gute Bezeichnung für einen Sattler! Treffliches Calembourg! Nicht wahr? — Ich ſelbſt folge dem Friedrich auf dem Fuß; moi même! Sie verſtehen doch? moi même! — um den Meiſter freundlich zu erſuchen, den Schaden ſogleich reparieren zu laſſen, indem ſonſt, da kein anderer Damenſattel vorrätig, unſere ganze Partie geſtört ſei. — Und die Antwort? — Der Satellit refüſiert, der Satellit, zu dem ich ſelbſt gehe, der Satellit mit achtundzwanzig Geſellen ſagt nein, plantiert mich vor meinem Reitknecht und ich weiß nicht wievielen ſeiner Arbeiter! Und deshalb plantiert er mich? Weil es Sonntag, weil er keinen Geſellen zwingen könne, an dem Tage zu arbeiten, weil ohnehin keiner zugegen ſei, der in ſolcher Arbeit bewandert, weil er mit ſeiner Frau ſoeben in die Kirche gehe, weil — nun enfin er plantiert mich, und ich muß mit einem Refüs, mit dem Friedrich und dem Sattel wieder abziehen, während draußen im Korridor der Lehrjunge „Keine Ruh' bei Tag und Nacht" pfeift, auf der Treppe ein Geſelle ſo ſehr mit ſeiner Uhrberloque beſchäftigt iſt, daß er mich faſt umſtößt, und ein anderer mir unter der Haustür den Dampf ſeiner Pfeife entgegenbläſt. — Ich denke doch, das iſt ein wenig ſtark, das ſpricht eben nicht beſonders für das Volk.

Wahrhaftig, ich hätte gewünſcht, der Sattel wäre wie im Märchen ein Zauberſattel geweſen; da hätten mir Meiſter und Geſellen hübſch drauf feſtſitzen ſollen und wären dann Satelliten und Fixſterne zugleich geweſen!“

„Die achtundzwanzig Geſellen und der Meiſter auf einem Sattel? Lieber Graf, das iſt, glaube ich, ſelbſt im Märchen unausführbar. Aber hören Sie —“

„Was, Sie wollen Ihr Volksverteidigungs-Syſtem abermals beginnen?“

„Ja, Graf Erwin, das will ich!“

„En vérité, c'est un peu fort! Mais commencez, commencez toujours.“

II.

Alſo erſtens: die Inſolenz der Geſellen war eine Einbildung, lieber Graf! Warum ſoll ſolch armer Burſch nicht Freude an ſeiner Berloque haben? Warum am Sonntag in dem Hausflur nicht ſeine Pfeife rauchen? Sie wiſſen es übrigens auch ohne meine Verſicherung, daß es keinem einzigen der Arbeiter einfallen würde, ſich nur die geringſte Freiheit gegen irgendeinen achtungswerten Kunden des Meiſters, es ſei wer es wolle, herauszunehmen, viel weniger gegen den Grafen Hohenfels-Steinau. Der Reſüs des Meiſters aber war ganz natürlich, war vorher zu ſehen."

„Vorher zu ſehen, bei achtundzwanzig Geſellen?"

„Eben bei achtundzwanzig Geſellen, Graf Erwin! — Die achtundzwanzig Geſellen beweiſen, daß Meiſter Werner viel zu tun hat, beweiſen, daß er ein wohlhabender Mann. Warum ſoll er aber,

wenn ihn nicht Notwendigkeit zwingt, seinen Sonntag opfern? Denn von den Gesellen kann er an diesem Tage nicht verlangen, daß sie auch nur die kleinste Arbeit vornehmen. Freilich hätte sich gegen eine Vergütung sicher einer von diesen bereit gefunden, den Sattel zu reparieren; aber der Meister hätte dann doch mit Hand anlegen oder, wenn er gewissenhaft, wenigstens die Arbeit überwachen müssen, da wären ihm jedenfalls ein paar Stunden des schönen Tages verloren gegangen. Weshalb sollte er sich das als wohlhabender Mann antun?"

„Ja, das ist eben so schlimm, daß in der jetzigen Zeit diese Leute so entsetzlich reich sind!"

„Reich wohl selten! Aber wohlhabend allerdings oft."

„O auch reich! Werden Sie es glauben: mein Friseur hat eine Villa; eine Villa in italienischem Stil!"

„Der Friseur eine Villa? Das wundert mich gar nicht. Wer den Menschen den Kopf zurecht setzen muß, den Vornehmen den Kopf zurecht setzen, kann leicht reich werden, denn er hat immer Beschäftigung, und selbst achtundzwanzig Gesellen genügen da wohl kaum."

„Vous êtes insupportable avec vos railleries!"

„Gönnen Sie dem Bürgerstand, gönnen Sie besonders dem tätigen Handwerker immerhin einige

Wohlhabenheit; es ist doch eine Art von Gegengewicht gegen den Adel, gegen den Rang."

„Sie sprechen von Adel, von Rang, nachdem ich Ihnen eben den Beweis gegeben, wie wenig beide der Wohlhabenheit eines Ouvriers imponieren."

„Sie irren, lieber Graf! Meister Werner arbeitet viel lieber für den Adel, wie für den Bürgerstand, denn der Adel, ich meine der reiche Adel, zu dem ja auch Sie gehören, Graf Erwin, gibt den Ton an, bestimmt die Mode. Wenn Sie, der vornehme, elegante Kavalier, mit einem neuen Reitzeug auf der Promenade erscheinen, sieht sich jedermann um, fragt jedermann, bei wem es gekauft. Was für einen Sattel der reiche Gastwirt Berg oder der Bankier Adamsohn auf den Rücken seines Pferdes legt, ist ganz gleich, ganz ohne Bedeutung."

„Und wenn ich nun dem Meister meine Kundschaft entzöge? Was denn?"

„Dann würde Werner denken: der Graf besinnt sich doch wohl wieder anders, kehrt doch zu mir zurück. Er weiß, er findet nirgends so elegante und doch dabei so solide Arbeit. Er weiß, daß, wenn ich auch nichts schenke, ich doch nicht so tolle Preise mache, wie Bornstein mit seinen sogenannten „englischen Sachen". Er weiß, daß ich die ganze Woche zu seinen Diensten bin, daß ich jeden seiner Aufträge aufs beste ausführe, und wird bloß

deshalb, weil ich mir erlaubte, den Sonntag als einzigen Tag für mich frei behalten zu wollen, seine Kundschaft auf die Dauer gewiß keinem andern zuwenden."

„Das klänge in der Tat ziemlich bescheiden. Aber so denkt er nicht, so denkt er nicht! O, ich kenne diese Sorte Menschen; sie kommen um vor Bürgerhochmut und Geldstolz."

„Bürgerhochmut? — Allerdings hat die wohlhabende Klasse der Handwerker ein gewisses Selbstgefühl, was aus ihrer Tätigkeit, ihrem Fleiß entspringt; ich denke aber, das ist doch kein Verbrechen. Und Geldstolz? — Geldstolz? — Was ist denn das Vermögen des reichsten Handwerkers im Vergleich zu dem der Aristokratie. — Ihr Friseur hat eine Villa? — Gut! — Und Sie, Graf, haben zehn Güter, drei oder vier Landhäuser, ein Hotel in Berlin und eins hier."

„Und doch hat Meister Werner mir einen Refüs gegeben."

„Meister Werner ist fast fünfzig Jahre alt, bester Erwin, denken Sie, wie lange er schon arbeitet. Vor zwanzig Jahren, da hätte er seinen Sonntag wohl auch opfern müssen, und wäre der Himmel noch blauer, die Sonne noch goldiger gewesen. Und glauben Sie etwa, es werde allen Handwerkern so gut wie gerade ihm. Gehen Sie nur hinaus in die Vorstädte, gehen Sie in die kleinen Winkel-

gaſſen, da werden Sie gar manche Hand ſehen, die auch am Sonntag arbeiten muß; arbeiten, um die Befehle, die Wünſche, die Launen der Vornehmen zu befriedigen. — Ob die Wangen des armen Mädchens bleichen, ob die Augen trüb werden, ob ein krampfhafter Huſten die Bruſt hebt, das iſt ohne Bedeutung. Die Hochzeit der Fürſtin Felicie Konsky wird entſchieden am ſiebzehnten gefeiert, und da muß das Trouſſeau, da müſſen alle die Chemiſettes, Collerettes, all die Häubchen, all die Peignoirs und Negligees, zu deren Anfertigung Mademoiſelle Commilfaut, die Vorſteherin des berühmten Weißzeug-Magazins, beauftragt iſt, fertig ſein. „Nehmen Sie die Sonntage zuhülfe, meine Gute!" hatte die erhabene Commilfaut in möglichſt hautainem Tone geſagt und dabei faſt ſo impoſant ausgeſehen wie die alte Gräfin P., die Schwiegermutter der jungen Fürſtin, die ſie in Wort und Haltung kopierte. „Nehmen Sie die Sonntage zuhülfe; die Sachen müſſen fertig werden!" — Nun, Clara nahm die Sonntage zuhülfe; die trüben, regneriſchen, wo das arme Mädchen ſich dicht an die Scheiben drängte, um nur zu ſehen; die ſonnigen, wo das Licht ſo entſetzlich, ſo ganz entſetzlich blendete, daß ſie die alte Tirolerdecke zum Schutz vor das kahle, mit keiner Gardine geſchmückte Fenſter hängen mußte. — Sie dachte wohl manchesmal, die kleine, arme Clara, wie ſchön es doch wäre, wenn ſie in den zwei Monaten

nur einen Sonntag, nur einen einzigen Sonntag frei gehabt, aber die Hochzeit der Fürſtin war für den Siebzehnten feſtgeſetzt, das Trouſſeau mußte zu dem Tag fertig ſein, da durften ihre Wünſche nicht in Betracht kommen. Der Doktor, den ſie neulich wegen des böſen Huſtens befragt, hatte ihr freilich anempfohlen, nicht ſo anhaltend zu ſitzen, weil ihr die vorgebeugte Haltung beim Arbeiten ſchade, nicht ſo viel im Zimmer zu ſein, ſondern ſich Bewegung zu machen, — allein die Hochzeit der Fürſtin — das Trouſſeau und der Siebzehnte vor der Tür — wie konnte man da an den Huſten denken!"

„Aber, beſter Freund, das können Sie doch nicht mir zur Laſt legen? Dafür ſoll ich doch nicht etwa die ewige Verdammnis erleiden?"

„Nicht Ihnen perſönlich lege ich es zur Laſt; Sie haben ja das Trouſſeau nicht beſtellt. Aber der alten vornehmen Mama. Mit einem Wort: Ihrem Stand, ja Ihrer Familie, denn ich weiß recht gut, Gräfin P. iſt die Schweſter Ihres Vaters, mithin Ihre Tante."

„Was in aller Welt kann aber meine Tante dafür, daß die Commilfaut eine unbarmherzige Perſon?"

„Und warum beſtellte Ihre Frau Tante das Trouſſeau nicht früher? Warum konnten nicht einige Dutzend geſtickte Sacktücher auch nach der Hochzeit

geliefert werden. Oder — wenn das nicht ging, wenn das gegen die Dehors, gegen die Etikette, gegen — was weiß ich — warum mußte die Trauung gerade am Siebzehnten sein?"

„Aber, mein Bester, das ist denn doch etwas viel verlangt! Wegen des Hustens einer kleinen Stickerin sollte die Hochzeit der Fürstin . . ."

„Ein Menschenleben, Graf Erwin, ist also nichts? Und glauben Sie etwa, die arme Clara sei das einzige Opfer gewesen, welches . . ."

„Opfer, sagen Sie?"

„Ja, Graf Erwin, ich sage Opfer; denn Clara ist schon seit zwei Monaten tot. — Sie schütteln den Kopf! Sie glauben es nicht! O, glauben Sie es immer, denn es ist so! Und wie gesagt: nicht sie allein mußte ihre Existenz dem „Liebesbund" — das ist auch ein Calembourg, Graf Erwin! — nicht sie allein mußte ihre Existenz dem Liebesbund der Fürstin Konsky zum Opfer bringen; fragen Sie den Graveur Löwe, der wird Ihnen erzählen, wie sein bester, sein geschicktester Arbeiter erblindet — hören Sie — erblindet, und weshalb: weil er für Graf Egon das Konskysche Wappen in einer Nacht auf die mittlere, kaum sichtbare Goldplatte einer kleinen Zylinderuhr gravieren mußte. Von dem Maurergesellen, der schon beim Bau des Palais verunglückt sein soll, will ich weiter nichts sagen, denn mir fehlen die Details . . ."

„O, um den war kein Schade, mon cher! der Menſch war ein Säufer, ein Erzſäufer. Er ſoll total betrunken geweſen ſein, als er ſtürzte. Bei ihm hieß es in Wahrheit: ivre mort."

„Gut, Graf Erwin, gut! Von ihm ſpreche ich ja auch kein Wort, will überhaupt gern zugeben, daß die vornehme Welt in tauſend Fällen nicht daran denken kann, die Armut und Niedrigkeit zu ſchonen; will zugeben, daß dies in den Verhältniſſen liegt, zugegeben, daß die Grauſamkeit oft eine unbewußte, weil die wahre Sachlage ihnen fremd, weil ſie dieſelbe, auch wenn man ſie ihnen getreu und ohne Entſtellung berichtete, darum doch nicht begreifen, nicht faſſen würden, bei dem beſten Willen wegen der tiefen, ſo furchtbar tiefen Kluft, die die Vornehmen von dem Volke trennt, nicht faſſen könnten; aber nur abſichtlich, nur aus Caprice, aus Laune zerſtören ſie nicht die wenigen Sonnenblicke, welche das Leben des Armen erhellen. — Die Sonne, die der Armut ſcheint, iſt ohnehin ſo klein, daß man ſie mit der flachen Hand zudecken kann."

„Und was, wenn ich bitten darf, nennen Sie eigentlich unſere Capricen und Launen? Wann haben wir ſie? Wo haben wir ſie? Wie haben wir ſie?"

„Das ſind viele Fragen auf einmal, Graf Erwin! Aber wollte Gott, ich hätte nicht noch mehr Antworten darauf. — Laſſen Sie mich Ihnen eine

Geſchichte, eine kleine, einfache Geſchichte erzählen, ſo wird Ihnen, denke ich, am beſten klar werden: wann, wo und wie die wenigen Freuden der Armen von den Vornehmen zerſtört werden."

„Eine Geſchichte? — Anekdote? Nicht übel? — Vielleicht ſogar etwas Skandalöſes? Noch beſſer!"

„Nein, Graf, nichts Skandalöſes."

„Schade!"

„Eine moraliſche Geſchichte —"

„Moraliſch? Etwa aus Weißens Kinderfreund? Das iſt weniger lockend, zumal wenn man, wie ich, noch nicht gefrühſtückt."

„So frühſtücken Sie und ich erzähle."

„Ach, das iſt keine ſchlechte Propoſition! — Sehen Sie: da kommt eben Pierre mit der ganzen Herrlichkeit. — So — hierher, Pierre, hierher; und noch ein Kuvert für . . ."

„Nicht für mich; ich danke, Graf Erwin."

„Ich verſichere Sie: dieſe Trüffeln in Rotwein ſehen ganz gut aus."

„Nochmals: ich danke! — Laſſen Sie mich nur erzählen."

„Sie verſchmähen mein Dejeuner? n'importe! — Spinnen Sie alſo Ihren Faden; um mit Marryat zu reden. Oder — wenn Ihnen das lieber iſt: Laſſen Sie mich den Sultan Schachriar ſein und repräſentieren Sie Scheherazade, die erzählende Scheherazade. Alſo —"

III.

„Sie wiſſen, Graf Erwin, ich gebe ſpaniſche Stunden.“

„Scherzen Sie nicht, lieber Graf, die Geſchichte iſt ſehr ernſthaft.“

„O, das ſind alle ſpaniſchen Geſchichten. — Einige Morde, Eiferſuchten, Gifte —“

„Ich ſagte Ihnen ſchon, es ſei eine moraliſche Geſchichte.“

„Nun? — Mord aus Eiferſucht, wäre das nicht etwas Moraliſches? — Aber Sie ſind ungeduldig! — So — ich attakiere dieſe Rebhühnerpaſtete; das wird wahrſcheinlich das beſte Mittel ſein, Sie vor meinen unterbrechenden Bemerkungen zu ſichern.“

„Sie wiſſen alſo: ich gebe ſpaniſche Stunden. Und Sie wiſſen, meine Lektionen werden ziemlich geſucht. Mein liebſter, fleißigſter Schüler aber — und ich kann auch ſagen mein geiſtreichſter, iſt der junge Fürſt Camillo Renzburg.“

„Camill' Ihr Schüler! — Wahrhaftig, das freut mich; ein prächtiger Junge, nur etwas Phantaſt und etwas ſchwer abordable."

„Ja, Sie haben recht, Fürſt Camill' iſt wirklich ein lieber Menſch und auch unterrichtet, voll Gemüt — aber ich fahre fort: — Am letzten Samstag nun, um zwei Uhr, kam ich wie gewöhnlich meine Stunde zu geben; ich mußte einen Augenblick im Entreeſalon warten, aber gleich darauf öffnete Fürſt Renzburg ſelbſt die Tür des Ankleidezimmers und rief mit ſeiner heiteren, wahrhaft ſonnigen Stimme:

„Buenvenido Sennor! Kommen Sie nur herein; ich will Sie nicht länger antichambrieren laſſen; Sie ſollen mir vielmehr einen Rat geben, oder wenn Sie das nicht mögen — und Sie ſind wohl eigentlich zu ſehr Philoſoph, um ſich mit Maskenkoſtümen zu befaſſen, — wenigſtens hier und nicht im Salon geduldig ausharren, bis ich mit meinem guten Mr. Miller (der engliſche Erzieher des Fürſten) und mit Bellmann Konferenz gehalten." — Damit ſchob mir der junge Prinz den Fauteuil an den runden Tiſch, auf dem ſchon der Cid und einige Schreibcahiers zur Stunde präpariert lagen.

„Ich habe Geſchäfte!" fuhr Fürſt Camill' fort, indem er ein großes Kupferwerk mit neugriechiſchen Koſtümen eifrig durchblätterte. — „Wichtige Geſchäfte für einen jungen Mann von neunzehn Jahren; Gräfin Breſſon gibt morgen ein großes Feſt, eine

Art fancy-bal in ihren Gärten und Treibhäuſern; Sie begreifen, da will man ſo vorteilhaft wie möglich erſcheinen. — Nein, nein, Bellmann!“ ſagte er lächelnd und mit der Hand abwehrend zu dem Kammerdiener, der ſoeben ein prächtiges polniſches Nationalkoſtüm über den Stuhl gebreitet hatte. — „Nein, das geht nicht, das geht alles nicht!“

„Wollen Sie nicht von meine große Landsmann Shakespeare darſtellen perhaps a caracter? Macbeth würde ſein gewiß ſehr gut!“ meinte Mr. Miller mit ſeinem naiven engliſchen Accent.

„No, no, dear friend! that's quite impossible!“ entgegnete Camill', indem er mich dabei verſtohlen anſah.

„Vielleicht trügen Durchlaucht das Tirolerkleid, das Sie im vorigen Jahr von der Reiſe mitgebracht?“ ſagte der Kammerdiener nach einigem Nachſinnen.

„Lieber Bellmann, Sie werden mir nächſtens vorſchlagen, mich als Bluſenmann zu präſentieren!“

„So erſcheinen der gnädigſte Herr im Frack,“ ſagte der Kammerdiener, „wie auf der Karte ſteht, iſt das ganz freigeſtellt.“

Der Prinz ſchüttelte den Kopf.

„Oder im geſtickten Hofkleid!“

„Quelle idée!“

„Wenn Durchlaucht erlauben, hole ich die große Galauniform; — ſie kam vor einer Stunde erſt vom Schneider.“

Der Fürſt zuckte die Achſeln.

Die Uniform erſchien, ward probiert und getadelt, nochmals probiert und gut befunden, zum dritten Mal, nun, wie begreiflich, ſehr ungeduldig probiert und entſchieden verworfen. —

„Durchlaucht haben ja den prächtigen Zobel,“ ſagte jetzt der Kammerdiener mit einem reichverbrämten Kleid aus dem Seitenkabinett zurückkehrend. „Nach den Kupfern, die Durchlaucht erſt kürzlich aus Petersburg erhielten, ließe ſich ſicher etwas Hübſches zuſammenſtellen.“

„Lieber Bellmann, Sie radotieren! Erſt wollen Sie mich zum Polen ſtempeln und nun mich gar in ruſſiſche Pelze ſtecken. Bei 24 Grad Wärme ſcheint mir das doch eine Art Grauſamkeit!“ entgegnete der Fürſt, ſich mißmutig in einen Seſſel werfend. — „Wir wollen anfangen!“ fuhr er in demſelben verſtimmten Ton fort, indem er ſich zu mir wandte. „Ich finde doch nichts!“

Die Uniformen, Pelze und Koſtüme verſchwanden, Mr. Miller zog ſich mit ſeinem Shakespeare in die Bibliothek zurück; unſere Stunde begann. Aber ſie begann ſchlecht und würde vielleicht noch ſchlechter geendet haben, wäre nicht plötzlich des Fürſten Auge auf ein kleines, reich mit Elfenbein

ausgelegtes Konſol gefallen. — Dieſes Konſol ſchien wirklich einige Konſolation zu enthalten, denn des Prinzen mißmutige Züge wurden heller und heiterer. — Wir laſen weiter und — wir laſen beſſer. Plötzlich machte Fürſt Camill' das Buch zu, ſah mich fragend an und ſagte, indem er die dunklen Locken aus der freien edlen Stirn ſtrich, mit der ihm eigenen Anmut: „Ich leſe heute ſchlecht? Nicht wahr? — Aber — ich weiß nun auch, welches Koſtüm ich morgen trage.“ Damit ſtand er raſch auf und klingelte.

Er war nicht mehr launiſch, nicht mehr verſtimmt, die tiefe Falte zwiſchen den Augen war verſchwunden und Camill' wieder heiter, ſcherzend, einfach, gut; und das alles — weil er wußte, welches Maskenkleid er tragen würde.

Arme, kleine, maskierte Welt!

„Warum haben Sie mich denn nicht an den blauen Atlasſtoff erinnert, den mir der franzöſiſche Konſul als Geſchenk aus der Levante mitgebracht? — Das gäbe ja einen prächtigen Domino,“ ſagte der junge Prinz zu dem wieder eintretenden Bellmann, indem er dieſen freundlich auf die Schulter klopfte und ihm zugleich den Schlüſſel zu der erwähnten Konſole übergab.

„Ich habe wirklich ganz darauf vergeſſen, gnädigſter Herr! Und dann —“

„Nun?“

„So ein Domino macht immer viel Arbeit, Durchlaucht; der Kragen muß doch mit reicher Garnierung oder Samtbeſatz eingefaßt werden, oder wenigſtens mit einer Rüſche vom ſelben Zeug; — das könnte kaum fertig werden, zumal da derlei mehr Frauenarbeit iſt und ich in der Tat nicht wüßte, wem den koſtbaren Stoff anvertrauen. — Auch iſt morgen Sonntag und —"

„So ſchicken Sie zu Frau Thomas," ſagte der Prinz, ſich kurz bedenkend. „Frau Thomas bringt den Domino ſicher noch zu Stande, opfert mir gewiß den Sonntag."

„Frau Thomas? — Sie iſt eben draußen und bringt für den gnädigſten Herrn ein Stück Kuchen, weil morgen, wie ſie ſagt, der Geburtstag ihrer kleinen Mine, bei der Durchlaucht vor drei Jahren die Patenſtelle anzunehmen geruhten."

„Frau Thomas draußen?" rief Fürſt Camill' „O, das iſt ja prächtig! Sie ſoll herein kommen; gleich; — ich will ſelbſt mit ihr ſprechen." —

Die Beſchreibung der Frau Thomas erlaſſen Sie mir, denke ich, Graf Erwin! Sie war eben Frau Thomas, ehemalige Wärterin des Fürſten, die ſich neben ihrer kleinen Penſion von dreißig Talern jährlich, durch Nähterei und Spitzenwäſche ernährte.

Frau Thomas überreicht den Kuchen; Fürſt Camill' nahm ihn lächelnd in Empfang. Frau Thomas bedauerte, daß er ſo ſchlecht ſei, nur ſo, wie

ihn eben „gemeine Leute“ hätten; Fürſt Camill' brach ein einziges Stückchen ab und fand den Kuchen vortrefflich. Frau Thomas ſprach von ihrer kleinen Mine; Fürſt Camill' von dem Beſatz ſeines Dominos. Frau Thomas meinte freilich, es wäre Sonntag, dazu der Namenstag ihrer kleinen Mine, ſie habe mit dieſer hinaus aufs Land gewollt; aber Fürſt Camill' holte einige Bonbons für „ſein allerliebſtes Patchen“, wie er ſich ausdrückte, und Frau Thomas meinte kaum noch etwas, ſondern erzählte nur, gewiß zum zwanzigſten Mal, von den erſten kleinen grünen Schuhen ihres ſchönen, gnädigen Prinzen, die ſie wie ein Heiligtum bewahre; worauf denn natürlich Fürſt Camill' das größte Verlangen äußerte, dieſe merkwürdige Saffian-Reliquie in Augenſchein zu nehmen. Frau Thomas knixte und war überglücklich; Fürſt Camill' verſicherte, er werde nächſtens ſeine „liebe Thomas“ ſelbſt beſuchen; und Frau Thomas widerſtand nicht länger.“

„Ei, daran tat ſie ſehr wohl, Frau Thomas! Wahrhaftig, Camill' verdient kanoniſiert zu werden, daß er ſo viele Umſtände macht mit einer Nähterin und deren Minchen, bloß weil dieſe Nähterin vor achtzehn Jahren ſeine Windeln getrocknet.“

„Lieber Graf, wollen Sie nicht das zweite Rebhuhn anſchneiden? Ich bin noch nicht zu Ende.“

Es war ein ſchöner Tag, der folgende Sonntag. Frau Thomas, ich kann von meinen Fenſtern aus über das kleine Gärtchen hin gerade in ihre Stube ſehen, nähte, bügelte und fältete den ganzen Morgen. Das kleine Minchen ſaß am Boden auf einer alten Decke und ſpielte mit einigen bunten Holzfiguren, die nur bei beſonderen feſtlichen Gelegenheiten aus dem Glasſchränkchen hervorgeholt wurden. — Ich ging zu Tiſch, kam zurück und — Frau Thomas nähte und bügelte noch immer. Das liebe Minchen aber wollte nicht länger am Boden bleiben und weinte, obſchon Frau Thomas ihren Wünſchen, „den Mann", eine kleine Gipsfigur von Napoleon, geopfert; ich ſage geopfert, — denn Sir Hudſon Lowe, wenn auch ſehr grauſam, — war gewiß nicht unbarmherziger mit dem großen Helden verfahren, wie jetzt das kleine Minchen. — Endlich, es mochte fünf Uhr ſein, endlich wiſchte ſich Frau Thomas die heiße Stirn und legte ihr Nähzeug beiſeite. — Der Domino war fertig! — Ich ging in den Klub und dann ins Theater. — Am Dienstag kam ich wieder zu Fürſt Renzburg. Er war leidend und bat mich, die Stunde auf den folgenden Tag zu verlegen.

„Gewiß haben der Prinz zu viel getanzt," ſagte ich.

„Getanzt?" erwiderte er erſtaunt. „Wo hätte ich denn tanzen ſollen?"

„Nun am Sonntag bei Gräfin Breſſon!“

„Bei Gräfin Breſſon? — O, aus der Fete iſt nichts geworden: die Gräfin erhielt Nachricht, daß ihre Schweſter in Karlsbad gefährlich erkrankt und reiſte noch in derſelben Stunde dahin ab. Ich erfuhr es ſchon am Samstagabend.“

„Am Samstagabend!“ rief ich aus; und ich glaube, in meiner Stimme lag einiger Unmut, denn Fürſt Renzburg ſah mich mit Verwunderung an. „Am Samstagabend, das iſt unmöglich!“

„Warum denn unmöglich, würdiger Meiſter?“ fragte mein Schüler noch erſtaunter. —

„Aber Frau Thomas arbeitete ja den ganzen Sonntag an dem von Ihnen zur Fete beſtimmten Domino!“

„An meinem Domino?“ rief der Fürſt. „Ach die gute Frau, das habe ich ganz und gar vergeſſen! Bellmann,“ fuhr er, zu dem Kammerdiener gewandt, fort, „hat Frau Thomas den Domino wirklich am Sonntag gebracht?“

„Ja, Ew. Durchlaucht, um halb ſechs Uhr abends, wie der gnädigſte Herr befohlen.“

„Warum haſt du mich denn nicht erinnert, daß . . .?“

„Ich fragte Durchlaucht am Samstag, ob ich nicht hinſchicken ſollte, aber Durchlaucht erwiderten, es ſei nicht nötig.“

„Wann haſt du mich denn gefragt?“ entgegnete Camill'.

„Abends im Salon, als der Herr aus Paris da war, mit dem Durchlaucht Schach ſpielten.“

„Ach ja, ich entſinne mich. — Du warſt unausſtehlich mit deinen Unterbrechungen! Ich hörte gar nicht, was du ſagteſt. — Alexander war bei mir; begreifen Sie, Alexander, der erſte Schachſpieler unſerer Zeit. — Sennor, das wird hoffentlich ſelbſt ihr Felſenherz bewegen, und Sie werden mir, denke ich, Abſolution geben! Nicht wahr?“ —

Ich nahm meinen Hut, verbeugte mich und ging.

Zu Hauſe ſtand ich am Fenſter und blickte nach der Wohnung meiner Nachbarin hinüber. Frau Thomas arbeitete und vor ihr auf dem Tiſch ſaß das kleine Minchen. — Das Kind nickte mir und drohte mit dem Händchen; aber das Händchen war verbunden. — „Was hat denn Minchen gemacht?“ rief ich Frau Thomas zu, die eben das Fenſter öffnete.

„Sie hat ſich am vergangenen Sonntag am glühenden Eiſen verbrannt,“ erwiderte die Mutter, indem ſie das wehe Händchen der Kleinen liebkoſte. „Aber Gott ſei Dank, jetzt geht es wieder beſſer.“

Ich nahm meinen Hut, ging in den Klub und dann ins Theater.

IV.

„Sie nehmen aber Ihren Hut ſehr oft, lieber Freund, und gehen faſt ebenſooft in den Klub und ins Theater.“

„Ich gehe meiſt ins Theater, wenn ich traurig bin.“

„Und das Ende Ihrer Geſchichte?“

„Das Ende?“

„Ja, das Ende!“

„Ich teilte es Ihnen ſoeben mit.“

„Das nennen Sie ein Ende?“

„Ich muß es leider ſo nennen, wenn ich freilich ſchon ein anderes gewünſcht hätte.“

„Ich auch! Denn was Sie mir da aufgetiſcht haben, gefällt mir gar nicht, iſt horribel langweilig!“

„Langweilig, Graf Erwin?“

„Entſetzlich, mein Beſter! Ich hatte nie Sinn für die Idylle; Catulls: „passer, deliciae meae puellae,“ war mir ein Greuel, und die ſo berühmte

Oper „Das Nachtlager in Granada“, kann ich nur deshalb nicht leiden, weil ich gleich anfangs hören muß, wie die Heldin eine halbe Stunde durch alle vierundzwanzig Tonarten um ihr entflohenes Täubchen jammert. Aber Catull und Conradin Kreutzer werden von Ihnen übertroffen, beſter Freund! Sie ſollten ſie in Verſe bringen, die „Wehklage einer Wäſcherin um Minchens verbrannten Finger“.“

„O, Graf Erwin, ſpotten Sie nicht; ſpotten Sie nicht! Auf Sie baue ich ja gerade; auf Sie rechne ich mit Beſtimmtheit. Fühlen Sie es denn nicht: die Stellung der Vornehmen zum Volke darf nicht ſo bleiben, wie ſie jetzt iſt; und Sie, Graf Erwin, Sie ſollen der erſte Ihres Standes ſein, der . . .“

„Ich Volksprotektor! Ich? — Beſter Freund! Sie ſchwärmen. Ich habe das Volk nie beſonders geliebt und mache daraus gar kein Hehl. — Es iſt ohnehin ſchrecklich genug, daß uns jetzt die ſogenannten „Volksintereſſen“ bis in die Salons, ja ſogar bis in die Theater verfolgen. — Von zehn Büchern, die mir der Buchhändler zuſchickt, handeln neun ſicher vom Volke. Da gibt es Dorfgeſchichten, Polizeigeſchichten, Hüttenerzählungen, Armutsſonette — und Gott weiß was. — Eine wahre Proletariatsliteratur. — Sagen Sie um des Himmelswillen, was ſoll ich mit all dem Zeug? Warum

wird es überhaupt geſchrieben? Und noch einmal: was ſoll ich damit?"

„Was Sie damit ſollen, beſter Graf! Aus den beſſeren jener Bücher ſollen Sie das Volk kennen lernen; dazu ſind ſie geſchrieben; die ſchlechteren aber, das heißt die, wo Sie auf der erſten Seite das Gemachte, das für Geld fabrizierte, nicht das Empfundene herausfühlen, ſollen Sie beiſeite legen."

„Ich ſoll das Volk kennen lernen? — Mein Gott, was nützt es mir denn, zu wiſſen, wie die Burſchen im Böhmerwald „fenſterln" gehen? — „Fenſterln gehen!" Was das ſchon für Ausdrücke ſind!"

„Und was nützt es Ihnen, in irgendeinem franzöſiſchen Roman zu leſen:

> Die reizende Adele, die Perle der Figurantinnen, ließ den Vicomte hoffen, daß ſie nicht unerbittlich ſei."

„Ah, das nützt mir ſehr viel, mon cher! Das gehört in meinen Kreis!"

„Die Figurantin in Ihren Kreis? Graf Erwin, bedenken Sie doch —"

„Eh parbleu! Wie Sie nun wieder die Worte verdrehen. — Und dann, — wie können Sie überhaupt ein franzöſiſches Buch neben ein deutſches ſtellen? Jenes hat ja ſchon die Anmut der Sprache voraus, denn die deutſche Sprache iſt und bleibt

nun einmal plump und ohne Grazie. — Wieviel erträgliche deutſche Romane haben wir denn in neuerer Zeit? — Franzöſiſche dagegen, par Centaines! — Gott, wenn ich daran denke, wie Sues „Mystères de Paris“ zuerſt erſchienen; das war ja ein förmlicher Fanatisme! Ich ſelbſt, ſonſt eben kein zu eifriger Leſer, lief täglich ins Caſe und verſchlang das Feuilleton des Journal des Debats, wo dieſes wahrhaft originelle Werk zuerſt publiziert wurde.“

„Die Mystères? Aber die handeln ja auch vom Volk.“

„Freilich wohl, aber anders, mon cher, anders! — Und überhaupt nicht ausſchließlich; nicht als but.“

„Da haben Sie allerdings recht, beſter Graf! Sue ſagt in dieſem Buch treffliche Sachen, aber die Gedanken kamen ihm erſt beim Schreiben. Erſt im Schreiben wurde das Buch zu — wie ſoll ich ſagen? — zu einem teilweiſen Tendenzroman.“

„C'est justement cela! Et certainement c'est beaucoup plus amusant!“

„Und George Sand?“

„O, George Sand, mon cher! George Sand iſt immer sublime. Er hat jetzt allerdings auch etwas die Volksmanie, denn mir ſcheint dies eine Art epidemiſcher Krankheit, welche le tour du monde macht, wie ſonſt die Cholera, aber bei ihm wird

es vorübergehen. Er wird etwas Neues finden, und dies Neue wird dann hoffentlich wieder ſo intereſſant ſein wie ſeine früheren Sachen, wie Indiana, Leone Leoni oder Valentine. Bis dieſe gehoffte Zeit kommt, tröſte ich mich mit Paul de Kock. — Der bleibt ſich immer gleich; der ſchreibt keine „Jeanne“, wie George Sand, und kein Rührdrama „Marie Anne“, wie die Herren Dennery und Mc Ian. — Dieſe Volksmanie und die ebenfalls graſſierende Manie für Monumente wird ja, denke ich, auch bald ihr Ende erreichen. Monumente ſtammen freilich ſchon von alten Zeiten her, ſind alſo leider ein tauſendjähriges Uebel. Wer aber zuerſt ſeine Harfe für die Miſere ſtimmte, wer in der Literatur die Pauvreteetsnovellen einführte, der verdiente, ſcheint mir, weder ein altes, noch ein neues Monument.“

„Wiſſen Sie, Graf Erwin, wer zuerſt über die Armut ſchrieb, ich meine: wer zuerſt die Not, die ja ohnehin nur dürftig koſtümiert iſt, mit dem kurzen Röckchen der Novelle bekleidete und ſie ſo einigermaßen anſtändig als „leichte Lektüre“, wie man es nennt, dem Leſer vorführte?“

„C'est une femme, j'en suis sure, — c'est une femme qui a fait cette folie la!“ —

„Sie haben es erraten; eine Frau — Amalie Winter! Sie war es, welche zuerſt, ſoviel ich wenig-

ſtens weiß, den Mut hatte, das traurige Los eines armen Mädchens, einer kleinen Spitzenklöpplerin des Erzgebirges, glaube ich, in Novellenform zu ſchildern."

„Amalie Winter? — Impossible mon ami! — Amalie Winter iſt die Baronin G., bei der ich kürzlich auf meiner Reiſe durch W. den Tee getrunken. Eine deliciöſe Frau, aber eine Ariſtokratin, eine ſo vollkommene Ariſtokratin wie nur die Gräfin Hahn-Hahn!"

„Amalie Winter, ich wiederhole es Ihnen, publizierte vor faſt zehn Jahren in einem viel geleſenen Blatt die Geſchichte einer armen Spitzenklöpplerin."

„Nein, unmöglich, ſage ich. Als ich meine zweite Viſite machte, traf ich ja ſelbſt den jungen Fürſten dort."

„Und warum ſoll der junge Fürſt nicht das Haus der Baronin G. betreten? Ihr Rang, ihre Stellung laſſen ja das vollkommen zu."

„O, dann ſchrieb ſie auch nicht die bewußte Geſchichte."

„Gewiß ſchrieb ſie die bewußte Geſchichte, und hat ſeitdem noch oft die Intereſſen der Armen vertreten. Vielleicht iſt es gerade deshalb, daß der Fürſt die Baronin auszeichnet. — Vom Thron bis zur Hütte iſt ein weiter Weg; und einem Fürſten

wird es nicht so leicht, durch die kleinen halbblinden Scheiben in das kalte Haus und das oft starre Herz der Armut zu blicken. — Wer aber weiß so gut, wie gerade Frauen, zu vermitteln, zu ebnen, zu . . .?"

„Sie irren, mon cher, Sie irren! Der Fürst kam, wenigstens damals, wegen eines kleinen Vaudevilles, das die Baronin für ihn arrangierte und das auf seinem Lustschloß dargestellt werden sollte."

„Wegen einer Komödie, das täte mir leid! Ich dachte schon, die Baronin sei vielleicht eine Emissärin des Fürsten."

„Eine Emissärin? Aha! Sie meinen! so ein rettender Engel, der in der Hütte des Elends erscheint, um im Namen des Herrschers, oder noch rührender ohne Namen — Wohltaten und Balsam zu bringen! — Fi donc! vous êtes hors de saison! — So etwas gehört in den Almanach des jeunes demoiselles!"

„Aber Sie, Graf Erwin, Sie wollen ein Emissär, ein Vertreter Ihres Standes der Armut gegenüber sein?"

„Dann müßte ich nur mein eigener Emissär sein, bester Freund! Keiner meiner Bekannten würde sich auf der Liste mit unterzeichnen, wenigstens nicht für diesen Winter, wo durch den neuen Jockeyklub

Zeit und Beutel ohnehin ſehr in Anſpruch genommen werden."

„Alſo Sie wollen doch!"

„Das habe ich nicht geſagt!"

„Doch, doch, Sie wollen! Hören Sie mich an, lieber Graf!"

„De grâce, mon ami! Ich dächte . . ."

„Nur ein paar Worte:"

V.

„Das Verhältnis der Vornehmen zum Volke muß ein anderes werden; dies ſagte ich ſchon einmal und füge jetzt hinzu: es kann ein anderes werden. — Glauben Sie mir, beſter Graf, es handelt ſich in der Welt nicht bloß um das Geben überhaupt, es handelt ſich vielmehr um das, was man gibt und wie man gibt. Sie aber geben Geld, Geld und nichts als Geld. Das iſt nun zwar oft ganz gut und ſchön, denn Hunger, Elend und Mangel weichen, wenigſtens wenn das Geld auf die richtige Weiſe gegeben wird, wirklich meiſt dem glänzenden Metall. Kummer, Schande, Verzweiflung, Gram des Herzens hingegen werden weder durch Banknoten, noch durch blinkendes Gold verjagt, lieber Erwin. Sie aber ſcheinen das Gold für ein ſo mächtiges Univerſalmittel zu halten, wie nur Engländer etwa ihre Morriſonſchen Pillen. Sie kurieren Entehrung mit Gold, verlorene Unſchuld mit Gold. Es hilft aller-

dings auch in ſolchen Fällen zuweilen; aber nur ſcheinbar, nur für den Augenblick; hier können Sie mit Gold wohl flicken, aber nie heilen. Grobes Heftpflaſter auf eine Wunde iſt noch lange kein guter Verband; eine Krücke als Stütze kein Erſatz für das gebrochene Glied."

„Und was, mon ami, ſollen wir denn eigentlich geben?"

„Teilnahme, Graf, Teilnahme! Mögliches Erfaſſen der Ihnen freilich ſehr fern liegenden Verhältniſſe!"

„Teilnahme? Mais mon cher, c'est impossible! Teilnahme für rohes Geſindel; Teilnahme für Beſtien!"

„Teilnahme für Ihre Mitmenſchen; für ihre Brüder!"

„Qu'est ce que vous dites la? für meine Brüder? — Mais vous êtes d'une naïveté charmante. Teilnahme für meine Brüder! — Ich bitte dann auch wenigſtens hinzufügen zu dürfen: und für meine Schweſtern! Teilnahme für dieſe möchte in der Tat zuweilen weniger unangenehm ſein, als es auf den erſten Blick erſcheinen will."

„Lieber Erwin, Sie ſuchen mit Abſicht den Ernſt aus Ihrer Seele zu verſcheuchen, aber es gelingt Ihnen nur halb. — Ja, beſter Graf, Sie ſind den unteren Klaſſen Teilnahme ſchuldig; Sie müſſen die Armut, das Elend, ja das Verbrechen ſelbſt

aufſuchen, nicht aber ſich auf den Bericht Ihres Kammerdieners verlaſſen. — Glauben Sie nicht, daß ich Sie mit einer Apologie des Volkes langweilen werde; eine Apologie des Volkes iſt bei der Verderbtheit, Immoralität und Laſterhaftigkeit der unteren Klaſſen leider eine Unmöglichkeit. Wie aber dieſe Verderbtheit und Laſterhaftigkeit entſtanden, das, Graf Erwin, müſſen Sie im Auge behalten, ehe Sie verdammen. Dürfen Sie denn überhaupt verdammen? — Sie dürfen es *nicht*!"

„Und warum darf ich es nicht, edler Volkstribun im Paletot?"

„Weil ſich dieſelben Laſter auch in Ihren Kreiſen zeigen."

„In unſern Kreiſen? Parbleu mon ami! Das iſt etwas viel behauptet. — Haben Sie denn nicht eben die wahrhaft empörende Ruchloſigkeit des Pöbels zugegeben?"

„Ich habe es und nehme mein Wort nicht zurück; gebe Ihnen hingegen zu bedenken, daß, ſelbſt wenn die Immoralität der höheren Kreiſe wirklich eine geringere wäre, dies im Grunde kein beſonderes Verdienſt."

„Kein Verdienſt, ſagen Sie?"

„Nein, Graf Erwin! Weil Sie in Ihrer Erziehung, Ihrer Stellung, ja ſelbſt in Ihrem Reichtum ein ſchützendes Amulet gegen vieles, gar vieles

Gemeine der menſchlichen Natur mit ſich tragen, teils auch vor unzähligen Gelegenheiten zur Verführung bewahrt und beſchirmt ſind. — Wer aber ſchirmt den Armen, Niedriggeborenen? Wer mildert das Rohe ſeines Weſens? Wer beſſert ſeine Fehler? Wer zeigt ihm den richtigen Weg? — Das Krümchen öffentlichen Unterrichts etwa, das ihm bis zum zwölften oder dreizehnten Jahre von der Staatsbarmherzigkeit herablaſſend zugeworfen wird? Nein, wahrhaftig nicht! Das iſt ein geringer Halt, wenn erſt das wilde Leben hereinbricht, wenn Elend, Jammer und Not das Tieriſche ſeines Weſens auf die höchſte Potenz erheben. — Wenn Sie, Graf Erwin, ſich als Kind das Röckchen beſchmutzten, wechſelte man Ihre Kleider; wenn Sie ſich Stirn und Hände blutig ſchlugen, wuſch man Sie mit lauem Waſſer und Sie waren bald wieder hübſch, blank und rein. Das geſchieht dem Armen nicht! Der Arme muß ſchon den Flecken am Kleide, die Schramme im Geſicht behalten, ohne daß jemand danach fragt. Zu dem erſten Fleck kommt ein zweiter, ein dritter, und bald iſt der Unglückliche mit Schmutz und Blut bedeckt, ohne daß er ſelbſt recht weiß, wie er dazu gekommen."

„Freilich wahr!"

„Eine Wohltat für ihn, daß er keinen Spiegel hat, um ſich darin zu beſchauen; er würde oft vor ſich ſelbſt ſchaudern."

„Sehen Sie, Tribun! Sie gestehen es nun doch ein, welch Scheusal er ist; Sie sagen, er würde vor sich selbst schaudern und verlangen doch: wir sollen nicht schaudern, sollen ihm die Hand geben."

„Sie sollen ihm die Hand geben, dem Armen, weil er die Stütze des Rates, der Teilnahme, bedürftig, weil er Ihr Bruder; Ihr Bruder in Armut und Elend zwar, aber gebildet aus denselben Stoffen wie Sie, Graf Erwin; fühlend, leidend, tragend wie Sie! — Ja, lieber Graf, mögen Sie es immer verneinen wollen; die Grundzüge des inneren Wesens kennen keinen Standesunterschied, finden sich in allen Gesellschaftsklassen wieder. Die Erziehung kann das Gemüt verfeinern, klären; die Erziehung kann Schlummerndes wecken, kann Sie zum eigentlichen Bewußtsein führen, zur Rechenschaft über Ihr Empfinden, der Urquell des Gefühls aber bleibt derselbe; nur ist der durch Geburt und Erziehung Hochgestellte im wesentlichen Vorteil, da er im Unglück, Kummer und Gram nicht nur seine eigenen Hülfsmittel genau kennt, sondern auch weiß, wo Trost und Hülfe, wenn es überhaupt Trost und Hülfe gibt, zu suchen, — zu finden. — Der Niedriggeborene weiß von alledem nichts; blind um sich greifend, tappt er im Dunkel herum, sucht er, aber vergebens, die stützende, hülfreiche Hand. Diese Hand soll der Arme nicht länger suchen! Zu Ihnen soll er sich wenden;

zu Ihnen, in Kummer, Gram, Verzweiflung, ja ſelbſt in Sünde! — Ich fühle es wohl, Ihre Aufgabe wird keine leichte ſein; ich täuſche mich nicht mit dem falſchen Glauben: der Arme werde bei Ihrem erſten Entgegenkommen frohlocken. — Frohlocken wird er nicht, wird Ihnen vielleicht kaum Rede ſtehen, und wenn er es tut, Ihnen darum doch noch nicht die Wahrheit ſagen; Sie werden das leider bald fühlen, denn Sie werden ihn auf tauſend Widerſprüchen, auf tauſend niedrigen Winkelzügen ertappen. Nicht offen wird er ſein Herz vor Ihnen ausſchütten; wie ſollte er auch; weiß er doch kaum, daß er ein Herz hat, ebenſowenig wie er vielleicht weiß, daß es eine Wahrheit gibt. Er wird Sie mißtrauiſch betrachten, Ihren Fragen ausweichen, ſich mit blödem Auge umſonſt bemühen, zu erraten, was Sie eigentlich von ihm wollen, was Sie im Sinn haben, denn an Ihre Teilnahme, Graf Erwin, glaubt er nicht, kann er nicht glauben!"

„In der Tat, mein lieber ſpaniſcher Tribun, oder auch tribuniſcher Spanier: Sie entwerfen eben kein lockendes Bild und ich bekomme große Luſt, den Kreuzzug aufzugeben, bevor ich ihn noch angetreten."

„Kreuzzug! Ja, das iſt das rechte Wort für Ihr Unternehmen! Ein Kreuzzug wird es ſein; aber aufgeben werden Sie ihn nicht! Werden ſich nicht abſchrecken laſſen von der Gemeinheit, von

Scheelſucht, von niedriger, oder richtiger von erniedrigter Denkungsart; nicht abſchrecken laſſen von Hemmniſſen, die wie verpeſtende Dünſte des Armen Nähe umgeben, wie Drache und Lindwurm das unter Geröll und Schutt vergrabene Juwel ſeines Herzens bewachen. Sie werden nicht ermüden, werden ausdauern und zum Ziel kommen!"

„Aber, teurer Freund, dürfte ich ſie nicht wenigſtens noch etwas aufſchieben, die Entdeckungsreiſe nach edlen Bettlerſeelen? Ich fürchte mich, um offen zu ſein, entſetzlich vor dem Ekel, vor der Atmoſphäre der Armut, und zumal vor — vor — — ich will mich darüber nicht näher erklären. — Gewiß, mein Beſter, ich eigne mich nur ſchlecht zu ſolchem Unternehmen."

„Nein, Graf Erwin, nein! Gehen Sie ungeſäumt ans Werk. — Sie werden die Schale nicht mit dem Kern verwechſeln, das weiß ich! Nachſicht, ja Nachſicht müſſen Sie freilich üben; aber bedenken Sie die Lage des Armen und Sie werden gerecht ſein. Bedenken Sie, daß, wie ich ſchon ſagte, auch in den vornehmen Kreiſen Roheit und Immoralität zu finden ſind, wenn ſie gleich in eine Form gehüllt erſcheinen, die weniger verletzt. Gewiß, nur die Form iſt eine andere, die Verderbtheit, die Sünde bleibt dieſelbe. Die Laſter des Armen gehen einher mit ſchwerem, plumpem Tritt, zeigen ſich unverhüllt, roh und nackt. — Die Laſter

der Vornehmen, der Reichen, ſchweben leiſe über türkiſche Teppiche, ſind parfümiert."

„O, ich liebe die Parfüms unendlich, mon cher! Und wenn ſich das Volk parfümieren wollte, wenn man in jeder Reſidenz ſo einige tauſend Tonnen Eau de Portugal für die Canaille ſpendieren wollte, ſo wäre ich vielleicht wirklich bereit, als ehrwürdiger Bruder der Barmherzigkeit der Miſere entgegen zu treten."

„Lieber Graf, die Parfüms, das Eau de Portugal verbrauchen die Vornehmen gänzlich, es bleibt nichts für das Volk übrig; das können Sie glauben!"

„Ei, ſeht doch, der Tribun wird witzig, treibt ſeinen Scherz mit uns!"

„Und doch iſt dem Tribun, wie Sie mich zu nennen belieben, recht ernſthaft darum zu tun, Sie für ſeine Anſicht, ſeinen Glauben zu gewinnen."

„O, Sie haben mich wirklich ſchon ſo ziemlich gewonnen, mon cher! wenn auch nicht gerade durch Ihre ſpaniſche Geſchichte einer deutſchen Nähterin. Nur die Liebe zum Volke, die Sympathie fehlt noch. Wie in aller Welt ſoll ich auch mit dem Gemüt eines Holzhackers, oder wohl gar mit dem eines Strumpfwirkers ſympathiſieren?"

„So wenden Sie Ihren Blick zum Ganzen, zur Maſſe! Denken Sie, welch ſtolze Macht, welch edle Kraft in der Geſamtzahl des Volkes ſchlummert; denken Sie . . ."

„Still Freund, still, jetzt werden Sie revolutionär! Auf dieſem Wege geht es nicht. Sie müſſen etwas anderes erſinnen, oder man ſperrt uns ein.“

„Und Mitleid? — könnten Sie das auch nicht geben? Es wäre alsdann doch ein Anfang gemacht, lieber Erwin!“

„Mitleid, ſo viel Sie wollen! Mitleid, ſehr gern! — Um unſere Uebereinkunft aber ſchwarz auf weiß zu haben, denke ich, wir entwerfen jedenfalls ein ausführliches Programm und bemerken darauf:

> Wegen Abweſenheit der Madame Sympathie — ich ſage Madame Sympathie, denn jedenfalls iſt die Sympathie verheiratet oder lebt wenigſtens nicht allein; — alſo: wegen Abweſenheit der Madame Sympathie und aus beſonderer Gefälligkeit für die Benefizianten — damit iſt natürlich das Volk gemeint, — hat Demoiſelle Mitleid die ſympathiſch ſympathetiſche Rolle bereitwillig übernommen und bittet, da ſie ein noch ſehr junges Mitleid, um gütige Nachſicht. —

Sind Sie damit zufrieden? — Sie ſehen wenigſtens, ich weiß mir zu helfen. — Und nun kniee ich nieder und widme der heiligen Jungfrau della poverta zwölf Dutzend Paar Glacehandſchuhe, denn wenn ich ſchon einmal den brüderlichen Händedruck

geben ſoll, ſo hoffe ich doch, Sie geſtatten mir, daß es mit bedeckter Hand geſchieht."

„Ach, Graf Erwin, wenn der Arme ſieht, daß Sie ſich vor ihm ſcheuen, daß die Berührung mit ihm Sie anwidert, da wird es mit ſeinem Vertrauen ſchlecht beſtellt ſein."

„Sie meinen? Mon dieu! Das wäre recht unangenehm. Ich will ja gewiß die beſten eleganteſten Handſchuhe dazu wählen, — des gants de Paris, de gants Jouvins; er ſoll nicht klagen, daß ich ihm gegenüber geize."

„Sie geizen doch, lieber Graf, geizen mit der Berührung Ihrer warmen Bruderhand, geizen mit Liebe; — zuerſt wird der Arme ſich wohl freuen, wenn Sie den zierlichen, feinen Handſchuh in ſeine harte, rauhe Hand legen, unbekümmert ob die Schönheit des Handſchuhes dadurch leide, aber ſpäter — wenn er merkt, weshalb es geſchieht, dann, ja dann werden Sie alles kaum Gewonnene in einem Augenblick wieder verlieren. Seien Sie deshalb großmütig! Reichen Sie dem Armen die Hand, wo und wie ſie ihn finden mögen, ohne Zögerung, ohne Vorbereitung, ohne Pomp. Nicht bei klingendem Spiel, nicht bei wehenden Fahnen, nicht beim Läuten der Glocken; raſch, herzlich, milde geben Sie ihm die Hand, raſch, herzlich, milde, ſtehen Sie ihm bei."

„Sie haben vielleicht recht; es mag mir wirklich meine Miſſion erleichtern, auch iſt es mir jeden-

falls lieber, derlei geſchieht in der Stille, denn würde ſo etwas publique, ertappte einer meiner Freunde mich auf ſolch philanthropiſcher Faibleſſe, meine reputation de Dandy wäre unrettbar verloren! Alſo entſchieden feſtgeſetzt! Ich reiche dem Armen die unbedeckte Hand. Etwas crême d'amandes, etwas Windsor soap machen mich ohnehin leicht wieder rein."

„Und der Sonntag?"

„Was — Sonntag?"

„Wollen Sie den Sonntag nicht mehr vom Himmel reklamieren?"

„Reklamieren? — ich? — auf keinen Fall! Er ſoll dem Arbeitenden gehören, ich gebe meine Anſprüche nicht nur auf, ſondern ſage mit Schiller: „Und frei erklär' ich alle meine Knechte" für dieſen Tag, — verſteht ſich von ſelbſt. — Sind Sie jetzt befriedigt, Tribun?"

„Ob ich es bin!"

„Und morgen; morgen am erſten Sonntag unſeres neuen Bundes, beginne ich meine Pilgerfahrt. Werden Sie mich begleiten? Wollen Sie mein Guide ſein?"

„Um elf Uhr bin ich bei Ihnen, beſter Graf!"

„Um elf Uhr? — Vortrefflich! Laſſen Sie Ihre Uhr ſehen; ich werde die meine danach richten, damit ich pünktlich fertig bin, denn elf Uhr, ich geſtehe es, iſt für mich eine etwas frühe Stunde."

„Auf morgen denn, mein lieber teurer Graf!"

„Adieu! — Auf morgen!"

VI.

Der Tribun ging, Graf Erwin rückte an ſeiner Uhr, Pierre trat ein, um das Frühſtück abzuräumen.

„Diable! Diable! Da hab ich die Kette geſprengt!“ rief plötzlich der gräfliche Philanthrop. — „Das iſt eine ſchöne Geſchichte! Und was ſoll ich nun anfangen ohne Uhr! Pierre, geh augenblicklich zu Merlier und ſage: ich müßte die Uhr morgen zurück haben, morgen bis elf Uhr, hörſt du?“

„Aber morgen iſt Sonntag, Herr Graf. Das wird alſo kaum möglich —“

„Tonnerre de dieu! Soll ich des Sonntags wegen etwa nicht wiſſen, wieviel es an der Zeit iſt! Mach ſchnell, und habe ich bis morgen die Uhr nicht zurück, ſo jage ich dich fort! Hörſt du, Pierre, ich jage dich fort! Ich ohne Uhr!“ grollte er weiter, „einen ganzen Tag ohne Uhr! Nein, ſo weit geht meine Nachſicht, meine philanthropiſche Torheit, Gott ſei Dank, noch nicht!“

Der Tribun, welcher draußen im Vorzimmer alles gehört, ſtieg traurig die Treppe hinab und ging in den Klub! — „Es iſt ja nur der eine Tag!“ ſagte er halblaut, indem er ſich im Leſezimmer auf einen Seſſel warf und den „Volksfreund“ durchblätterte; Juſtizrat Heftig, der einzige, der in dieſem Augenblick das Journalzimmer mit dem Tribun teilte, fuhr erſchrocken aus dem Schlaf in die Höhe, rückte an der Brille, begann die zweite Spalte der Staatszeitung zu ſtudieren und — ſchlummerte weiter.

Abends ging der Tribun ins Theater.

Der Seher nach ſeiner Geneſung an den Autor.

Das Buch iſt zu Ende und ich, der alte, kranke Seher, habe den letzten Bogen geſetzt. Daß ich es konnte, war mir eine Freude, denn ich hatte für dieſe Welt nicht viel mehr aufs Setzen gerechnet. — Sagen will ich dir aber jetzt, wo wir voneinander Abſchied nehmen, du lieber Autor, daß ich wohl wiſſen möchte, wer du eigentlich biſt. Sagen will ich dir, daß die kleine Notiz, die du Seite 126 über meine Krankheit gegeben haſt, mich wahrhaft gerührt; um ſo mehr, da ich mir doch manches gar nicht zahme Wort gegen dich erlaubt. —

Nimm's mir alten Mann nicht übel! — 's ist so ein Naturfehler von mir: ich will gern bei allem mitreden. — Noch einmal! Nimm's nicht übel, wer du auch seist.

Ja, wer bist du denn aber? Offen gestanden, ich zerbreche mir gar sehr den Kopf darüber. — Anfangs hielt ich dich für einen Arzt; dadurch erklärte sich, besonders wenn du ein berühmter Arzt, auch deine Kenntnis der höheren Kreise. Allein beim Lichte betrachtet: ein Arzt kannst du doch nicht sein, weil hier und da zu deutlich der Laie durchblickt. Wärest du etwa gar eine Kammerjungfer, weil du so schön von Atlas und Spitzen, von Band und Flor zu erzählen weißt. Aber nein! — eine Frau hat das Buch gewiß nicht geschrieben. —

Am Ende bist du gar was recht Vornehmes und machst dir nur in aller Stille ein kleines Späßchen! — es ist nur verwünscht ernst das Späßchen, und ich kann kaum glauben, daß du wirklich deinen eignen Stand so wahr zu schildern vermöchtest, wie du hier den der Vornehmen geschildert. — Und dann: deine Liebe zum Volk, deine Einfachheit! Nein, gewiß! Du bist weder Prinz noch Graf, bist einer der Unsrigen!

Als ich so recht krank war und meine Gedanken bunt durcheinander fuhren, wie die Raketen und Schwärmer bei einem Feuerwerk, da sollen mich zwei fremde Herren besucht haben; der eine sehr groß, der andere klein und schmächtig. Der große hat allerlei aus der Apotheke holen lassen, der andere hat die Sachen bezahlt und am folgenden Tag unten beim Hausinspektor zwei Flaschen gekochtes Obst und eine Büchse mit Wein-Gelee für mich abgegeben. — Dies alles hat mir später meine kleine Aufwärterin, die Lisbeth, erzählt. — Daß du, lieber Autor, der Große oder der Magere sein mußt, steht fest. — Die stärkende Gelee hat mir übrigens trefflich getan; und hätte es nur die Lisbeth erlaubt (du mußt nämlich wissen, daß mich Lisbeth etwas kurz hält), ich würde sie gleich auf einmal gegessen haben, weil sie wirklich

gar zu köſtlich war. — Die Süßigkeiten aber, die du den Vornehmen bieteſt, ſchmecken, wie du ſelbſt wiſſen mußt, ſehr ſtark nach Wermut. Der ſüße Geleeſpender kann alſo wohl kaum das bittere Buch verfaßt haben. — Wärſt du vielleicht doch der große Doktor, der die Rezepte verſchrieben? Oder wärſt du keiner von beiden? — Nun, gleichviel, du meinſt es gut mit uns; nicht nur mit mir, ſondern mit allen, die da leiden, mit den Armen, mit dem Volk. Ob du durch das, was du geſchrieben, etwas erreichen wirſt, wer kann's wiſſen, aber dein Wille, ja dein Wille iſt gut und deshalb: möge eine warme Sonne den Samen deiner Worte zur ſchönen Blüte treiben.

Der alte Setzer.

Nachſchrift.

Den Korrekturbogen mit der Notiz über mich habe ich mir zum Andenken an die Wand geklebt; iſt wohl kindiſch, aber — ich konnte es nicht laſſen!

Nachwort des Verfassers
als Vorwort des Buches.

Wenige Tage, nachdem ich die vorliegenden Blätter meinem geschätzten Verleger übergab, brach die Pariser Februar-Revolution aus, ward Frankreich zur Republik. Seit jener kurzen Zeit aber haben, von Wien ausgehend, sich nicht nur alle deutschen Verhältnisse neu zu gestalten begonnen, sondern das Volk hat auch wirklich bereits heißersehnte, lang entzogene Rechte erlangt; Rechte, für deren Verteidigung ich in diesen Skizzen nach besten Kräften gesprochen. — Hätten ihm diese Rechte, die es sich mutig erkämpft, zuweilen sogar kühn ertrotzt, hätten ihm, sage ich, diese Rechte die Liebe der höheren Kreise, die Sympathie und Teilnahme der Vornehmen errungen, hätte diese geistige Erhebung der unteren Stände auch eine Brücke geschlagen zwischen Hohen und Niedern: meine Worte wären unnütz.

Wieviel aber auch geſchehen, die Kluft zwiſchen Adel und Volk iſt nicht ausgefüllt, wenngleich der Glaube an die Kraft der Maſſe ſich feſtgeſtellt hat. Ja, durch die Beweiſe eben dieſer Kraft, die ſich, nach jahrelang gedrückter und erniedrigter Exiſtenz, wie leicht zu erklären, oft und in einer freilich von allen Gutgeſinnten gemißbilligten und gerügten Zügelloſigkeit Luft macht, identifizieren die Vornehmen den Begriff des Wortes „Volk“ nur noch mit dem eines Haufens roher Plünderer.

Wer in Liebe gibt, glaubt niemals an Verluſt, der Adel aber hegt im allgemeinen den Gedanken, er habe durch die neuſten Vorfälle in ſeiner Stellung, ſeinem Anſehen verloren.

Was immer alſo das Volk errungen, das Recht der Liebe, wenn es überhaupt in der Liebe ein Recht gibt, das Recht der Liebe, — dies zeigt ſich deutlich, hat es ſich nicht erkämpft. — Und deshalb mögen meine Blätter, deren Inhalt und Ziel wohl in Einzelheiten, nicht aber im Hauptzweck erledigt, auch jetzt noch, nach dieſen großen Umwälzungen in die Welt wandern; und deshalb rufe ich auch jetzt noch mit lauter und doch auch bittender Stimme:

„Fährmann, hol' über!“

. . . . ., den 3. April.

Der Verfaſſer.

G. B. S. 1241